



Fassnachtsgebräuche

in

Elsass-Lothringen.

Gesammelt und erläutert

von

Dr HEINO PFANNENSCHMID

Archiv-Director.

COLMAR

VERLAG VON E. BARTH.

—

1884.

Aus der REVUE NOUVELLE D'ALSACE-LORRAINE
3. Jahrgang, 1884, No 9, 10, 11.

Fassnachtsgebräuche in Elsass-Lothringen.

Alten Gebräuchen, welche sich heute noch im Volke erhalten haben, nachzugehen, hat immer einen hohen Reiz. Man ist längst darüber hinaus, Sammlungen solcher Volksgebräuche anzustellen, um damit der Neugier zu dienen, oder einem vornehmen Herabsehen der gebildeten Stände auf das Volk und was dasselbe treibt neue Nahrung zu bieten. Schon längst sind dergleichen alte Gebräuche fast in ganz Europa der Gegenstand ernster; wissenschaftlicher Forschungen geworden, und der daraus erwachsene Gewinn ist für die Alterthumskunde von grossem Nutzen gewesen. Was namentlich Deutschland anlangt, so liegen aus allen seinen Theilen, wie aus den benachbarten Ländern deutscher Zunge reiche Sammlungen der volksthümlichen Sitten und Gebräuche vor. Gleichwohl sind neue Sammlungen immer willkommen, insbesondere wenn sie auf Grund der seither gewonnenen Erfahrungen systematisch und nach festem Plane betrieben werden: irgendwelche Ausbeute für die Wissenschaft fällt dabei stets ab.

Auch im Elsass, dieser so lange Zeit von dem deutschen Mutter-Lande losgetrennten Provinz, hat sich allezeit neben der deutschen Sprache deutsche Sitte und deutscher Brauch erhalten. Die Familienähnlichkeit ist in letzterem Betracht unverkennbar. Daneben haben sich aber solch alterthümliche Züge erhalten, die wir sonst überhaupt nicht, oder doch nicht so, wie in dem deutschen Lande, antreffen. Aehnliches gilt für Lothringen.

Ich will nun aus meinen eigenen seit Jahren an Ort und Stelle in Elsass-Lothringen unternommenen Sammlungen und aus den von verschiedenen Seiten mir zugegangenen Mittheilungen einige an die *Fassnachtszeit* sich anlehnende Gebräuche schildern, welche nicht nur ein lokales, sondern ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, wie die beigefügten Andeutungen über Sinn und Bedeutung derselben erweisen sollen. Ein paar kurze allgemeine, orientirende Bemerkungen mögen voraufgeschickt werden.

Es ist bekannt, dass in einer grossen Anzahl heutiger Volksgebräuche altes, in die Zeiten des Heidenthums zurückreichendes Erbgut steckt, in welchem nicht selten uralte Kultustrümmer verborgen sind. Gelänge es nun, die Volksgebräuche in möglichster Vollständigkeit zu

sammeln, so könnten wir dadurch vielleicht in Stand gesetzt werden, unter Vergleichung derselben Aufschlüsse zu gewinnen über Entwickelung, Sinn und Bedeutung des heidnisch-deutschen Kultus und der ihm zu Grunde liegenden religiösen Vorstellungen — ein Versuch, der sich auch in gleicher Weise und zu entsprechendem Zwecke auf die Ueberlieferungen stammverwandter, ja auch anderer Völker Europa's, Asiens und der übrigen Erdtheile mit Nutzen ausdehnen liesse. Solche Versuche sind zum Theil schon unternommen worden. Das uns hier näher angehende Resultat derselben besteht in der gut begründeten Annahme (1), dass man zu unterscheiden habe zwischen einer jüngeren und älteren religiösen Bildungsphase der alten europäischen und klein-asiatischen Völker hinsichtlich des Glaubens und Kultus. Jene jüngere Phase charackterisire sich durch den Glauben an persönlich gedachte Gottheiten, wie durch den an diesen Glauben sich anlehnenden Kultus; diese ältere sei als eine weniger entwickelte religiöse Schicht anzusehen, wo der Glaube an besondere Gottheiten noch nicht da war, wo man vielmehr meinte, dass die durch den Zeitenwechsel des Jahres bewirkten wunderbaren Vorgänge in der Natur hervorgebracht würden von den in den sogenannten vier Elementen, dem Mond und der Sonne, wie verschiedenen terrestrischen und cölestischen Erscheinungen waltenden *dämonischen Wesen*, die nach Analogie des Menschenwesens vorgestellt wurden. Und konnten nicht eines Tags diese dämonischen Wesen ihre heilsame Thätigkeit einstellen? *Musste* immer der Frühling wiederkehren, die Sonne den Tag, der Mond die Nacht erhellen? Da war es wohl von höchster Wichtigkeit die Zeichen zu kennen, welche Gewähr boten, dass jene Wesen noch lebten und heilsam zu wirken fortfuhren. Da schaute man ängstlich nach der ersten Mondsichel aus. Ihr Erscheinen wurde mit Jubel begrüsst: es war eine sichere Gewähr, dass der Mond, der älteste Regulator der Zeit, der Arbeiten wie der Feste, noch lebe und wirke. Die Zeichen des wiedererwachenden Lebens, das Zunehmen der Tageslänge um die Wintersolstitialzeit, bewies, dass der Sonnendämon ebenfalls nicht gestorben war. Das Aufgehen des Eises, das Sichtbarwerden des ersten Veilchens, das Hervorkommen des ersten Maikäfers, die Ankunft der ersten Störche, der ersten Schwalben, waren sichere Zeichen, dass der Frühling wiederkehre, und so fort, nach anderen Anzeichen, der Sommer und der Herbst, jeder mit seiner Wonne und seinen Gaben. Man musste daher Bedacht nehmen, sich des Segens der dies alles be-

(1) S. Mannhardt, *Wald- und Feldkulte*, Berl. 1877, S. 296 ff.

wirkenden dämonischen Ueberwesen zu versichern, ihren Zorn, der Unheil schuf, abzuwenden. Man suchte sie zu erfreuen mit auserlesener Speise und wohlbereitetem Trank, überhaupt mit Allem, woran man selbst das höchste Wohlgefallen fand, mochte dies nun wie immer auch geartet sein. Nach unsern heutigen, durch das Christenthum geläuterten Begriffen war die Art, den göttlichen Ueberwesen zu dienen, nicht selten roh und unsittlich. Die Opfer waren ein Zauberwerk, wie die Welt und das ganze menschliche Leben eine Zauberwelt war. Durch Zauber suchte man die dämonischen Wesen am Leben zu erhalten, namentlich beim Wechsel der Jahreszeiten. Wenn sie grollten, also bei Misswachs und böser Zeit für Menschen und Vieh, suchte man sie zu versöhnen, zu gewinnen, damit sie gnädig wären und die Wünsche des Fischers, Jägers und Ackerbauers erfüllten. Alle Begegnisse im Leben, alle Anzeichen irgend auffälliger oder ungewöhnlicher Art, waren ebensoviele Zeichen der göttlichen Ueberwesen, Winke der Dämonen, auf sie zu merken, sie zu deuten. Diese Wesen sich dienstbar zu machen, war eine Hauptaufgabe der ängstlichen Gemüther. Zeichendeuter, Wahrsager, Priester und Priesterinnen waren unfraglich die Vermittler zwischen den damaligen alten Völkern und ihren dämonischen Ueberwesen. Eine bestimmte Anzahl privater wie öffentlicher Feste, eine gewisse Ordnung der Kultusformen wird bestanden haben. Dies und vieles Andere erkennen wir mit ziemlicher Sicherheit; allein wann dies so war, wie sich solcher Glaube und Brauch zu dem späteren Glauben an eigne Gottheiten und deren Kultus verhielt, ob sich dieser aus jenem entwickelte, oder sonst woher bezogen worden, ob beides statt hatte — das sind für die wissenschaftliche Forschung heute noch lauter ungelöste Räthsel. Das scheint indess sicher, dass die Kultustrümmer, deren Reste wir heute noch erkennen können, in einem losen, oft sehr losen Zusammenhang mit dem späteren Götterglauben und Götterkultus gestanden haben müssen. Dies gilt von den Indern, Persern, Kelten, Griechen, Römern, Slaven und Germanen, welche Völker die arischen oder indo-europäischen genannt werden. Wie die Wohnsitze dieser Völker, bevor sie sich in einen asiatischen und europäischen Ast theilten, ursprünglich in gemässigtem Himmelsstriche zusammenlagen, was auf die Ausbildung ihrer Sprache, Religion wie Sitte bestimmend einwirkte, so gieng doch jedes Volk nach der Trennung vom gemeinsamen Grundstock in neuen Wohnsitzen bezüglich seiner Kulturentwickelung seine eigenen Wege. So ist es mit den *Germanen* und in weiterer Entwickelung mit allen seinen einzelnen Stämmen gewesen.

Wenn nun auch das Christenthum den heidnischen Götterglauben der Germanen und die Gräuel des Kultus überwunden und vertilgt, brauchbare Kultusformen sogar in kluger Erkenntniss der Dinge und in richtiger Beurtheilung der Bedürfnisse des Volkes beibehalten hat, so hat dasselbe doch nicht vermocht, alles zu beseitigen, was es durch Beibehaltung des Guten zu unterdrücken wünschte.

Den in kirchlichen Dienst genommenen Gebräuchen gehen oft sehr ähnliche, ausserkirchliche zur Seite, die einst in der That zu jenen gehörten. Diese sind seither profane Gebräuche geblieben. Die meisten unserer Volksfeste und Gebräuche haben diese Signatur ihrer Herkunft treu bewahrt. Aber auch ganz unabhängig von dem kirchlichen Brauch haben sich alte Kultustrümmer aus den ältesten Zeiten des Heidenthums bis jetzt erhalten. Sie alle sind lehrreich und gestatten uns nicht selten, tiefe Blicke in das religiöse Leben unserer Vorfahren zu werfen, die in ihrer Weise das Eine göttliche überpersönliche Wesen unter mancherlei Namen und verschiedenen Formen auf allen Stufen ihrer Entwickelung verehrt haben.

Treten wir diesen uralten Gebräuchen näher, so finden wir, dass sie mit dem späteren Götterglauben der Germanen, speziell mit dem der Deutschen, in fast keinem erkennbaren Zusammenhang stehen, da sie den älteren Zeiten des Dämonenglaubens angehören. Letzterer und der mit ihm in Verbindung stehende Kultus ist, wie schon angedeutet, erwachsen auf der Wahrnehmung des Wechsels der Jahreszeiten und deren Gaben. Das alles war — so glaubte man — die Wirkung der Thätigkeit persönlich waltender Wesen. In Furcht und Hoffnung getheilt, suchte man ihr Wohlgefallen zu erwerben. Die Art, wie dies geschah, trägt den Stempel der Jahreszeiten an sich. Zuerst kannte man nur zwei solcher Zeiten, Winter und Sommer, dann vier, Winter, Frühling, Sommer und Herbst. (1)

Diese Zeitabschnitte bildeten ebensoviele *Festzeiten*, bei denen jedoch die alte Zweitheilung des Jahres noch erkennbar hindurchbricht: die Feier des wiedererwachenden Lebens um die Weihnachtszeit, und die des herangereiften Lebens um die Johanniszeit, und zwar so, dass jeder Hauptfeier eine Vor- und eine Nachfeier angeschlossen ist. Alle diese Festzeiten waren begleitet von Festfeuern. Solche *Festfeuer* sind im Allgemeinen in Europa und Asien nachgewiesen. Bei den Germanen

(1) Die weitere Ausführung über die Entwickelung des heidnischen Götterglaubens zu dem Ein-Gott-Glauben, des heidnischen Kultus in seinem Verhältniss zum christlichen, der Jahresfeste und der Jahreseintheilung, s. in meinem Buche über *die germanischen Erntefeste*, Hannover, 1878, S. 1—40; 315—339.

fanden sie statt zu Weihnacht, in der Fastenzeit, zu Ostern, am 1. Mai (Walpurgisfeuer), zu Johannis und auf St. Peterstag (29. Juni), zu Michaelis und zu Martini. Zu ihnen gesellt sich noch das s. g. Nothfeuer (Niedfeuer, d. i. erriebenes Feuer), das schon in einem Capitulare Karlomanns vom J. 742 verboten wird, während die Johannisfeuer zuerst in Frankreich ums Jahr 1162, die Solstitialfeuer für Gallien vielleicht schon vom h. Eligius († 659) erwähnt werden. Das älteste Zeugniss eines gallischen Jahresfeuers ist von Cæsar, Diodor und Strabo berichtet worden, welches aber unzweifelhaft den Historien des Posidonius (104 vor Chr.) angehört (1).

Diese Feuer galten ursprünglich den Feuerdämonen, später der Sonnengottheit. Durch Reibung zweier Hölzer erzeugte man den Feuerdämon: man erhielt so eine Gewähr, dass er noch lebe. Das Feuer aber brannte oder glomm unter der Asche auf dem Herde, dem ältesten Altare der Welt, fortwährend, bei Tage wie bei Nacht. Natürlich musste der Dämon, der für jeden Rauchfang ein besonderer war, auf diese Weise endlich schwach werden und sterben. Daher ersetzte man das Feuer, nachdem es ausgelöscht war, durch neues, an den heiligen Festzeiten des Jahres von der Hand des Priesters erriebenes Feuer. Den in dem Feuer des Herdes oder Tempels lebenden Dämonen gab man täglich zu ihrer Existenz Nahrung, Opfer genannt, von der sie unsichtbar genossen; an den Festzeiten erhielten sie jedoch grössere Opfer daheim und auf dem Opferplatz, das Beste, was man zu geben vermochte, und von Allem, was man hatte. Ursprünglich, so muss man annehmen, starben, nach dem primitivsten Glauben, alle Dämonen des Feuers wie der übrigen Elemente und die des Wachsthums, die Vegetationsdämonen (Feld-, Baum-, Walddämonen); nach späterem, weiter entwickelten Glauben starben sie jedoch nicht, sie wurden nur als geschwächt und kraftlos gedacht, namentlich zur Winterszeit, und erwachten wieder zu neuem Leben durch die Hand des zaubernden Priesters (2). Daher die grosse Macht und das Ansehen der heidnischen Priesterschaft.

Die weitere Entwickelung dieser ursprünglichen Vorstellungen zu verfolgen, wird hier nicht beabsichtigt: es kam nur darauf an zum Verständniss des Folgenden den richtigen Gesichtspunkt der Beurtheilung anzudeuten.

Was nun im Besondern die Frühlingsfeste der Germanen anlangt, zu

(1) Grimm, *Deutsche Mythologie*, Berlin 1875, I, 516; Mannhardt, *Feld- und Wald-Kulte* 299; dessen *Baumkultus*, Berlin 1875, S. 525.

(2) *Germ. Erntefeste*, S. 491—494.

denen zum Theil die uns hier näher angehenden Fassnachtsgebräuche in Elsass-Lothringen gehören, so erstrecken sie sich im Allgemeinen von der Weihnachtszeit bis in die Maizeit. Um die Wintersonnenwende und im Frühjahr (Februar, März) wurde das Wiedererwachen der Natur, das Wiedererwachen der Dämonen, namentlich der Vegetationsdämonen, bei antiken wie nordeuropäischen Völkern gefeiert (1). Die Hauptfeier fiel in die Weihnachtszeit, die zu dieser Feier gehörige Nachfeier in den Monat Februar (Fastenzeit) und in den Monat März (Osterzeit), so jedoch, dass diese beiden letzteren Festzeiten einen schon verschiedenen Charakter an sich tragen, wie ihn die verschiedene Jahreszeit bedingt. Doch lässt sich nicht immer eine scharfe Grenze ziehen zwischen dem Ende einer Festzeit und dem Beginn der folgenden, da im Laufe der Zeiten unter allerlei Einflüssen die alten Festtermine sich vielfach verschoben haben. Dies gilt namentlich von den Festfeuern der Fassnachts- und der Osterzeit. So haben in Norddeutschland die Frühlingsfeuer sich aus der Fastenzeit fast ganz verloren, und sich mit den Osterfeuern vermischt; sie flammen dort am ersten, zweiten oder dritten Ostertage. In West- und Süddeutschland leuchten sie noch zur Fastenzeit, im Elsass heissen sie Fassnachtsfeuer. In Mitteldeutschland schwankt die Zeit der Feuer zwischen dem Anfang der Fastenzeit und Ostern, auch ist schon eine besondere Beziehung zur Abwendung des Hagels eingetreten, da sie Hagel- oder Hâlfeuer heissen wie in Tyrol (2).

Diese Frühlingsfeuer bilden den Mittelpunkt aller alten Frühlingsfestlichkeiten. Im Elsass, wie auch anderwärts, beginnen dieselben im Allgemeinen mit dem Sonntag *Esto mihi*, welcher *Herrenfâsenacht*, *junge Fâsenacht*, auch *Küchele-Fâsenacht*, heist, ersteres im Gegensatz zu dem acht Tage später fallenden Sonntag Invocavit, den man *Bauern-Fâsenacht* nennt.

Diese Bezeichnungen scheinen mit der Einführung der vierzigtägigen christlichen Fasten zusammenzuhängen, die zuerst im 5ten Jahrhundert erwähnt werden. Da nun seit Mitte des 4ten Jahrhunderts Sonntags nicht gefasstet wurde, so behielt man von den sechs Fastenwochen nur sechsunddreissig Tage übrig. Um nun die Zahl vierzig herauszubekommen, verlegte man den Anfang der Fasten auf den Mittwoch, den s. g. Aschermittwoch, vor dem Sonntag Invocavit. Da die Geistlichkeit

(1) Mannhardt, FK. S. 200.

(2) Doch vgl. über die Sage vom *Hagal : Julius Haupt*, Untersuchungen zur d. Sage, Wien, 1866, S. 130 ff., u. *E. Pabst*, Volksf. d. Maigrafen, Berl., 1865, S. 20 ff.

ebenfalls sich den allgemeinen Volksfestlichkeiten nicht hatte entziehen können, so schloss sie dieselben mit dem Sonntag Estomihi ab, der deshalb den Namen Herren- oder Pfaffen-Fâsenacht erhielt, während die Laienwelt, namentlich die Landbevölkerung, bei dem ursprünglichen Termine, dem Sonntag Invocavit, desshalb stehen blieb, weil er altheidnische Festzeit gewesen sein muss.

Wenden wir uns nach diesen nothwendigsten Vorbemerkungen zu einer eingehenderen Darstellung und Erklärung der Fassnachtsgebräuche in Elsass-Lothringen.

Am Tage der *Herrenfastnacht* zieht man in manchen Städten, Flecken und Dörfern des Ober-Elsass maskirt umher und geht zu Tanz. Früher muss dies häufiger gewesen sein, denn es findet sich noch in alten Gemeinderechnungen, dass zur Abhaltung des Tanzvergnügens am Sonntag, Montag und Dienstag eine Abgabe an die Gemeindekasse gezahlt wurde von demjenigen, welcher sich das Recht der Bewirthung in öffentlicher Steigerung erstanden hatte. Man nannte das « *die Fâsenacht versteigern* », ähnlich dem heute noch üblichen Gebrauch des Kilbe-Versteigerns. Noch in den vorletzten Jahren verkleideten sich in einem grösseren sundgauischen Dorfe, unfern Pfirt (1), « die Mannsbilder » in Weibskleider, « die Weibsbilder » in Mannskleider. Manche hatten sich verlarvt. Die Mannsbilder hatten Stecken in der Hand, die Weibsbilder Körbchen. Nach dem Umzug giengs ins Wirthshaus. An diesem Tage wird auch besser als sonst gegessen, namentlich die beliebten gebackenen Aepfelschnitze, mit denen an andern Orten die jungen Burschen bewirthet werden, wenn sie ihre Mädchen in der « Kaltstube » (Spinnstube) besuchen. Anderwärts findet sich ein Umzug Maskirter durch die Gassen des Ortes am folgenden Montag (blauer Montag), *Fâsenachtsmäntik* genannt, vorzugsweise aber am Dienstag, dem *Schnitzzîstik* oder *Fâsenachtszîstik*. Auf diesen Tag rüstet man in jeder Haushaltung. In den Bauernhäusern vieler Dörfer giebt es ein gutes Mittagsmahl, Sauerkraut, Speck, Hartäpfel mit Obstschnitz und Schinken. Die Schnitze (franz. cartiers) sind eine Nationalspeise ; sie bestehen aus gedörrten Aepfeln und Birnen, worin Fleisch mitgekocht ist. Den Tag über finden vielerwärts Umzüge Maskirter zu Fuss, zu Pferde oder zu Wagen statt, wesshalb der Tag auch « *Narrenfâsenacht* » heisst. Berittene zogen auch in Nachbardörfer. Abends besuchte man das Wirthshaus. Jedes Ehepaar musste dorthin gehen ; weigerte sich einer der Gatten, so erlitt er eine gewisse, hier nicht näher zu bezeich-

(1) Buchsweiler.

nende Strafe. An einigen Orten ziehen die « Knaben » (d. i. die jungen Burschen) auch wohl mit Frauenzimmern umher und sammeln Gaben, bedanken sich und wünschen Glück, wenn sie ihren Wunsch erfüllt sehen. Anderes Falls sagen sie : « Der Marder, oder der Iltis soll euch die Hühner nehmen ! » Die zusammen gebrachten Esswaaren werden gemeinsam im Wirthshaus verspeist. Da, wo man daheim bleibt, ruht Abends nach dem Essen alle Arbeit, man belustigt sich auf alle Weise und springt wie in Deutschland über einen Schemel, damit der Hanf gut wachse. In früheren Zeiten gieng es im Elsass an diesem Tage weit ungebundener her. Ja, es kamen, wie auch sonst in Deutschland, Zügellosigkeiten vor, die über das Erlaubte weit hinausgiengen, wie uns Geiler von Kaysersberg mitgetheilt hat. Es war ein Tag, der dem Namen Vâsenacht alle Ehre machte. Denn *vasen* bedeutet lärmen, toben, ausgelassen sein, auch in sonst noch üblem Sinne. *Nacht* bezeichnet wie *Abend* allgemein die Vorfeier des kommenden Tages. *Fastnacht* ist erst eine gelehrte Umdeutung der süddeutschen Fâsenacht, des norddeutschen Fasselabend, im Hinblick auf den kommenden Fasttag.

Dieser Fasttag ist der folgende Mittwoch, der Anfang der vierzigtägigen Fastenzeit, von der bekannten kirchlichen Ceremonie, *Aschermittwoch* genannt. Doch war dieser Tag kein Hinderniss, dass nicht an manchen Orten Festivitäten hätten stattfinden können. Nur musste man sich an Fastenspeisen halten. In Colmar assen Magistrat und Räthe vor Zeiten bei dem Dekan des Martinsstiftes, oder bei den Dominikanern, den Johannitern, oder den Augustinern. In der Priorei zu St. Peter servirte man ihnen das « Hubmahl » oder « Dinkhofmahl », bei den Nonnen zu Kloster Unterlinden das « Meuchelmahl ». « Meucheln » oder « Meichelin » waren im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sowohl im Elsass wie in Baden eine wohlbekannte Mehlspeise, die namentlich am *Schaur-* oder *Schurtag*, wie der Aschermittwoch hier damals auch hiess, das Festgericht bildete. Diese gemeinsamen Mahlzeiten scheinen ursprünglich am Montag nach Invocavit in grosser Verbreitung stattgefunden zu haben. Die Feier derselben durch korporative Verbände in den Städten hatte sich schon von der allgemeinen volksthümlichen Feier abgelöst, von welcher später mehr zu sagen sein wird.

Zu kirchlichem Gebrauch wird am Aschermittwoch, in allen katholischen Kirchen, vor der Messe Asche vom Priester geweiht, um damit den Gläubigen ein Kreuz auf die Stirn zu machen unter den Worten : « Gedenke, o Mensch, dass Du Asche bist und wieder zu Asche werden

wirst », zur Erinnerung an die Vergänglichkeit des Lebens und zur Ermahnung, Busse zu thun. Die Asche war seit Alters ein Symbol der Vergänglichkeit und der Trauer bei Juden, Aegyptern, Indern, Griechen und andern Völkern. Der trauernde Orientale zog ein schwarzes sackähnliches Gewand ohne Aermel an und bestreute sein Haupt mit Asche. Darauf bezieht sich der Ausdruck Christi : « Im Sack und in der Asche Busse thun ». Die alten Christen mögen diesen Gebrauch ebenfalls geübt haben, die christliche Kirche kennt und übt ihn schon im dritten Jahrhundert hinsichtlich der « Büssenden ». Erst im zwölften Jahrhundert scheint der Gebrauch, Geistlichen und Laien am Aschermittwoch geweihte Asche auf das Haupt zu streuen, allgemein geworden zu sein. Heutzutage wird, wie gesagt, den Gläubigen ein Kreuz auf die Stirn gemacht. So auch im Elsass. Nach dem Baseler Missale vom J. 1586 soll die Asche von Olivenzweigen genommen werden. Man nimmt aber die Asche der am vorjährigen Palmsonntag geweihten Palmen, die vom Sakristan entweder zu diesem Zweck aufbewahrt sind, oder aus verschiedenen Haushaltungen geholt und verbrannt werden. Die Asche wird dann gesiebt, in die Kirche gebracht, vor der Messe gesegnet und nach der Messe zu vorbezeichnetem Zwecke verwandt. Die übrig bleibende Asche wird in den brennenden Ofen der Sakristei geschüttet. Oder man nimmt von der am Karsamstag benedicirten Asche, die man vom vorjährigen Osterfeuer, dem Judas-Feuer, aufbewahrt hat, oft auch Asche von Buchen-, Tannen-, Reb- oder anderm Holz. An einigen Orten wird von dieser Asche auch an die Gläubigen vertheilt, die sie mit sich nehmen, um sie über den im Garten gesäeten Gemüsesamen, besonders über Kohlsamen, oder am nächsten Sonntag (Invocavit) über die Gräber der Angehörigen zu streuen. Auch stellt man die Asche in Tassen, Tellern, Vasen, unter Gebet und Besprengen mit Weihwasser auf die Gräber. Private lassen an manchen Orten auch gewöhnliche Asche weihen, die in Tassen, Tellern, Flaschen zur Kirche gebracht wird. Man verwendet sie bei Menschen als Medikament im Kaffee gegen allerlei Uebel, bei Thieren im Trank der Mutterkühe und Mutterschweine, oder man streut dem Rindvieh, welches zum ersten Mal an den Brunnen geht, davon auf den Rücken. Man bewahrt geweihte Asche im Viehstalle auf, wo sie gegen Behexen schützt. Auch thut man geweihte Asche, vermischt mit anderer oder mit etwas Salz unter das Saatkorn (Weizen, Roggen, Dinkel), wie unter Gartensämereien. Man streut die Asche über Gartenfelder gegen Ungeziefer, besonders gegen Erdflöhe. Auch thut man sie in das Herdfeuer oder in den Backofen. Jedoch geschieht dies nicht mehr überall. An manchen

Orten ist diese Art Aschenweihe in Abgang gekommen. Wo dies nicht mehr geschieht, da macht man es wie in Deutschland auch seitens der protestantischen Bevölkerung, indem man ungeweihte Asche über Gartenfelder streut gegen Erdflöhe und anderes schädliches Gethier.

Der Gebrauch, geweihte oder ungeweihte Asche in der angegebenen Weise für Menschen, Vieh, Feld und Garten und im Haushalt zu verwenden, ist offenbar ein heidnischer Rest. Er hat sich losgelöst von der uralten Sitte, heilige Sträucher beim Frühlingsfeuer zu verbrennen und die davon entstehende Asche zu den angegebenen und noch andern Zwecken zu verwenden. Diesen allgemein herrschenden, heidnischen Glauben an die geheime Kraft geweihter Sachen konnte die alte Kirche nicht aus der Welt schaffen. Das einzig Mögliche was sie thun konnte war, ihn duldend an eine feste liturgische Regel zu knüpfen, ihn in den Dienst der Kirche zu stellen, um ihn so thunlichst unschädlich zu machen.

Eigentliche Maskenumzüge kommen am Aschermittwoch selten vor, dagegen häufig eine andere Sitte, genannt «das *Fassnachtbegraben.*» Letzteres geschieht aber auch am vorhergehenden Montag, Dienstag oder folgenden Donnerstag, auch noch, obwohl seltener, am Montag nach Invocavit. Mehrere Burschen tragen einen Mann mittels Leiter oder Bahre auf einen öffentlichen Platz (z. B. neben der Kirche); daselbst hat man ein Grab bereitet, in welches man den Mann hinabsenkt. Während man übliche Todtenlieder singt, erhebt sich der Hinabgesenkte und entflieht unter schallendem Gelächter. Eine andere Weise des Fassnachtsbegrabens ist folgende: Man zieht unter Betheiligung von Jung und Alt, mit Musik von Haus zu Haus. Die Hauptperson hiebei ist der «Teufel», eine verkleidete, lebendige Person, mit geschwärztem Gesicht, den Bauch mit Stroh und einer Kette umwickelt, einen Buckel von Stroh auf dem Rücken tragend. So sammelt man Eier, Schmutz (Fett), Anke (Butter) und Küchele. Dann geht es an das Begraben des Teufels, der sich aber noch rechtzeitig aus dem Staube macht. Die eingesammelten Gaben werden gemeinsam im Wirtshause verzehrt (1). Anderwärts wird ein Butz, dem man etliche Flaschen Wein angehängt hat, begraben, oder es wurde eine Strohfrôi, von den als Frauen verkleideten jungen Burschen auf eine Tragbahre gelegt und vor das Gemeindehaus gestellt. Neben der Strohfigur stand ein unbekannter Mann als «Greiner», der unaufhörlich «grîenen» (weinen) musste. Die übrigen Genossen gruben ein Loch, worin die Strohfrau begraben

(1) Waldighofen.

wurde. Nach dieser Ceremonie lief man schnell auseinander (1). In Orten, welche an einem Flusse liegen, stürtzte man « die Fâsenacht », einen Strohmann, der wie ein Mensch bekleidet war, von der Brücke ins Wasser. Einer meiner Gewährsmänner half zu Belfort im Jahre 1835 und 1836 die Fassnacht begraben. Eine riesige Strohpuppe in Mannsgestalt wurde unter Musik und Lärm von der Brücke im Faubourg de France in die Savoureuse hinabgestürtzt. Der Stromann schwamm den Fluss nicht weit hinab. Arme Leute eilten ins Wasser, suchten ihn zu erhaschen und sich seines Inhalts zu bemächtigen, der aus alten Kleidern bestand, welche nun zur Belustigung der Zuschauer ein Gegenstand des Streites wurden.

Es fehlte nur noch, dass zu dem Begraben des Butzes in die Erde, zum Ertränken desselben im Wasser, sich ein Verbrennen gesellte — und man könnte auf den Gedanken gerathen, dass den Elementen Feuer, Wasser und Erde in fernen Zeiten ein Opfer hätte dargebracht werden sollen. In der That werden wir das Verbrennen des Strohmanns oder zweier Strohfiguren beim Frühlingsfeuer antreffen, zu dem dann auch der Brauch des Fassnachtsbegrabens gehört, der sich wie das Begraben, Ertränken oder Verbrennen der Kirchweih (Kilbe) von dem Hauptfeste abgelöst hat. Eine Reihe ähnlicher Gebräuche bei germanischen und stammverwandten Völkern führt darauf, dass es sich ursprünglich um Menschenopfer gehandelt hat, an deren Stelle später diese Abbilder traten (2).

Das Fassnachtsfeuer bildet den eigentlichen Mittelpunkt, um welchen sich die voraufgegangenen Gebräuche gruppiren. Das Fassnachtsfeuer fällt im Ober-Elsass meist auf den ersten Fastensonntag *Invocavit*. Dieser heist hier *alte* oder *Bauernfâsenacht*, *Küchlefâsenacht*, *Scheibensonntag*, *gewöhnliche* oder *Armenfâsenacht* — Namen die meist auch in Deutschland üblich sind. In einigen Orten des Elsass finden die «Fâsenachtfier», wie sie gewöhnlich heissen, auch zu «Mittelfasten», d. i. am Sonntag Laetare statt.

Auf den Sonntag Invocavit flammen die *Fâsenachtfier* in vielen Ortschaften des Sundgaues, vorzugsweise in den Gebirgsdörfern, etwa bis in die Gegend von Colmar, hart am Gebirg, stellenweis noch weiter nördlich, während von Colmar nach Norden zu statt der Fassnachtsfeuer die Johannisfeuer eintreten. Für den vorliegenden Zweck fasse ich aus mehreren hunderten von Aufzeichnungen die da und dort zerstreuten Züge in ein Gesammtbild zusammen.

(1) Dürlinsdorf.
(2) *Germ. Erntefeste*, S. 269, 286, 302 ff.

Die Zurüstungen zum *Küchelesonntag* verathen sich zum Theil schon durch diesen Namen selbst. In allen Häusern backt man Küchele in Oel oder Anke, wobei die Burschen ihren Liebsten zuweilen helfen, aber etwas Gewisses zu beobachten haben. In französisch sprechenden Gemeinden werden die Küchele «pugnots» genannt; man backt Knieplatz, auf den Knien gemacht, oder Brod und Milchwecke in der Form eines mitten durchbohrten Rades. Diese backt man schon Tags zuvor, denn am Sonntag holen sich die noch nicht confirmirten Kinder vom Pfetter (Gevatter) oder Getti und Gotte (Pathe und Pathin) ihr Fastnachtsgebäck. Daher heist dieser Tag auch «Bettelfastnacht». In den Häusern wird zu diesem Tage gereinigt und geputzt. Schon drei bis vier Wochen vorher denkt die Jugend an das Fâsenachtsfîer, macht sich Fackeln zurecht aus Buchen- oder Weidenholzstäben, welche sorgfältig gespalten in den Backöfen getrocknet werden, damit sie schön brennen. Auch macht man Scheiben aus Buchen- oder anderm festen Holz zum Scheibenschlagen. An verschiedenen Tagen der vorhergehenden Woche vor und nach Aschermittwoch sammelt man Brennmaterial zum Feuer, vorzugsweise aber Nachmittags am Sonntag Invocavit. Die Sammler sind Burschen von 12—16 Jahren, nie Mädchen. Die Brennmaterialien bestehen aus Holz, Rebwellen, Reisern, Hanf- oder Flachsstengeln, alten Besen, Stroh, auch Theertonnen. Die Gemeindeforst liefert, aber nicht überall mehr, die erforderlichen Bäume oder trokene Kienbüschel.

Die Materialien werden bei den Bauern unter Hersagen eines Spruches gesammelt. Einige derselben, die leicht verständlich sind, mögen hier Platz finden.

1. «Frâü gêan (gebt) uns Schtrâü
   Für'ne alti Fasenachtsfrâü» (1).

2. «Schtengelwelle, Knieplatz,
   Stengelwelle Holz,
   Schtengelwelle, Spitze,
   Die Maidle muss man *fitze*,
   Schtengelwelle, Papier,
   Wer kein Holz gît (giebt),
   Darf nit zum Fâsenachtsfîer» (2).

3. « Schtüre, schtüre züem Fâsenachtsfüre,
   Holz, Schtangel, Walle, Schtròi
   Der Baschi (Bastian) un sin jungi, scheni Frôi (3).

(1) Rimbach. (2) Zimmerbach, Kr. Mülhausen. (3) Lutter, bei Pfirt.

Aus dem ersten Spruch erhellt, dass man eine Figur, die Fâsenachtfrau, verbrennen will, zu deren Anfertigung man Stroh begehrt; aus dem zweiten geht der merkwürdige, alte Zug hervor, dass die Mädchen zur Fassnachtszeit « *gefitzt* » wurden, wie fast überall noch in Deutschland; der dritte Spruch zeigt an, dass im Namen des Baschi (Sebastian) und seiner Frau, als der Jüngstverheiratheten im Dorf, das Einsammeln der Brennmaterialien geschehe. Erhalten die Sammelnden, was sie begehren, so sagen sie « merci », wenn nicht, so nehmen sie, was sie erwischen können. An einigen Orten sammeln zu gleicher Zeit andere Knaben, auch von Haus zu Haus ziehend, Eier und Küchele in einer « Gratte » (Tragkorb), sagen einen Spruch dabei, und verzehren das Gespendete Abends im Wirthshause. Anderwärts ziehen die Sammelnden die Küchlein auf eine Weiden- oder Haselgerte, ähnlich wie die Hudler in Tyrol, oder Burschen und Mädchen versammeln sich vor dem Gemeindehause, erstere verkleidet, tanzen den Reihen und singen ein Lied dazu, welches das Necken beider Geschlechter zum Gegenstand hat. Die Anfangsverse eines solchen Liedes aus Dürlinsdorf unfern des Ursprungs der Larg, lauten :

Mer tanze uf em gâle Hard (gelbe Erde).
    Jü, je, Hagenaü !
Die Chnabe sen chê Rappe wârth,
    Schtrassburg und Landaü !
Che Rappe und chê Bohne
    Jü, jê, Hagenaü !
Un d'Maidle hundert Chrône.
    Schtrassburg und Landaü !

Auch Schäfer und Schweinehirt gehen, wie in Rumersheim, von Haus zu Haus und sammeln « Vasenachtsküchele. »

Das Brennmaterial, welches am Tage vor der Bauernfassnacht gesammelt ist, wird in einigen Orten in einem Schuppen verborgen, und von den Buben Nachts bewacht. War es am Sonntag-Nachmittag gesammelt, so wird es hie und da noch von den Jüngstverheiratheten gehütet.

Der *Platz*, wo das Fassnachtsfeuer angezündet wird, ist meist auf einem in der Nähe des Dorfes befindlichen Hügel, in dessen Ermangelung auch auf freiem Felde, da, wo zuletzt abgeerntet ist, womöglich auch an einem Orte, an den sich alte Traditionen knüpfen, wie an die Heidenfluh bei Pfirt. Oft ist der Platz des Feuers in allen Jahren derselbe, oft wechselt er, oft richtet er sich nach dem Winde (wenn z. B.

Südwind, dann im Norden des Ortes). Auch die Himmelsgegend ist jetzt verschieden, bald östlich, bald nördlich, bald westlich oder südlich vom Dorf. Sind Parteien im Dorf, oder besteht dieses aus verschiedenen Quartieren, die ebensoviele Ansiedelungen repräsentiren, so werden oft ebensoviele Feuer an verschiedenen Stellen gemacht.

In manchen Dörfern muss der Letztverheirathete das Brennmaterial an den Platz schaffen, wo der Scheiterhaufen errichtet werden soll, oder der Bürgermeister lässt dieses thun, oder die nächstjährigen Rekruten bringen es an Ort und Stelle, meist aber sind es die Schulknaben und jungen Burschen, die dieses Amtes warten. Wenn die Last zu gross ist, nehmen sie Karren, ja Wagen zu Hülfe.

Früher wählte man zur Errichtung des Scheiterhaufens einen Platz am Waldessaume, wo dann die Zweige einer gewachsenen Eiche, Tanne oder Fichte mit Holzwellen und Stroh ausgefüllt wurden. Jetzt nimmt man womöglich eine junge Tanne oder Fichte aus dem Gemeindewald, bringt sie auf den bestimmten Platz und richtet sie in ähnlicher Weise zu, oder man häuft das zusammengebrachte Brennmaterial pyramidenförmig auf.

Vor dem Anzünden des Feuers begiebt sich Jung und Alt zum Rosenkranz in die Kirche, aber beim Scheiterhaufen bleiben an manchen Orten noch zwei bis drei « Wächter » zurück. Aus der Kirche geht es gegen sechs Uhr Abends auf den Platz, wo das Feuer flammen soll, das während, oder nach dem Ertönen der Betglocke angezündet wird. An den meisten Orten setzen die Knaben, oder der erste Beste das Feuer in Brand, an einigen thun es die Winzer, an andern die « Wächter » oder der Jüngstverheirathete. Nach alter Sitte braucht man zum Anzünden des Scheiterhaufens Zunder, Stein und Stahl, oder man schiesst mit einer Pistole hinein, gewöhnlich aber nimmt man die modernen Schwefelhölzer.

Wem zu Ehren die « Fâsenachtfîer » lohen, weiss man nicht mehr; nur in Biederthal, einem Orte an der Schweizergrenze, sagte man, die Feuer sollten zur Ehre « der *Focknüss* » gemacht sein. Wer aber die Focknüss war, wusste Niemand zu melden (1).

Um das Feuer ist in der Regel das ganze Dorf versammelt. Während es zum Angelus läutet, noch vor dem Anzünden des Scheiterhaufens, beteten einst und beten noch an manchen Orten alle Männer,

(1) Da Fock, Focke in der Eifel ein Frauenkleid bedeutet, so scheint unter Focknüss die als Puppe bekleidete Fassnachtfrau gemeint zu sein, welche, wie wir später sehen werden, verbrannt wurde.

Weiber und Kinder, die Mützen in der Hand — früher war der Pfarrer selbst dabei — den englischen Gruss.

Unter den Anwesenden sind da und dort Maskirte in langen Kleidern oder aller Art Vermummte. Früher tanzte man um das Feuer den Reihen, auch jetzt geschieht es noch zuweilen bei Musikbegleitung. Einige springen durch das Feuer hindurch. Die Lieder, welche man dabei singt, sind gewöhnlicher und bekannter Art; nur selten begegnet man Bruchstücken von älteren, so z. B. in Dörfern an der Larg:

« Jetzt, wenn mir (wir) Reihe han,
Es hangen wahrlich alle dran,
Jüche Hagenaü,
Strassburg und Landaü,
Jüche, Liweranda,
Lustik vorm Walda! »

An dem Feuer zündet man zuweilen Besen aus Tannenreisern an, um mit diesen brennenden Fackeln durch die Felder zu laufen, mitunter von einem zum andern nahegelegenen Orte. Meist nimmt man hiezu jedoch Fackeln aus Kienholz, die kreisförmig geschwungen und in die Höhe geworfen werden. Sind sie abgebrannt, so werden sie meist in das Fassnachtsfeuer geworfen. Neben dieser Belustigung treibt man noch eine andere. Man macht im Feuer kleine, handbreite Scheiben von Fichten- oder anderm festen Holz glühend, steckt sie an einen Stock (Haselgerte) und schlägt sie von einem schräggestellten Brett hoch in die Luft, mit einem Spruch, der verschieden lautet, z. B.

« Schîble, Schîble über d'Rî (1),
Für wer müesst dî si? »
« Für N. N. und N. N. »

erschallt es wie aus einem Munde von den Umstehenden, welche den Namen eines Burschen und des von ihm gern gesehenen Mädchens laut ausrufen. Oder der Bursche, welcher die Scheibe schlägt, sagt selbst: « Die Scheibe ist für die und die ». Aehnlich ist es in Schwaben und der Schweiz.

Statt des Scheibenschlagens tritt auch eine modernere Form auf, indem der Bursche für seine Geliebte mit der Pistole einen Schuss

(1) Unter Rî ist nicht der Rhein zu verstehen, sondern der Rain, die Grenze eines Ackerstückes, einer Dorfflur, mhd. *ze reine* = angrenzend, s. *Mannhardt*, Germ. Mythen, Berl. 1858, S. 393; *Schade*, Altd. Wörterb., Halle 1872, S. 708.

ins Feuer thut. Doch treibt man Scheiben oder schiesst mit der Pistole, auch ohne dabei irgend einen Namen zu nennen.

Während die Jugend sich ihren Vergnügungen und Spielen überlässt und alte Mütter vergnügt dem bunten ausgelassenen Treiben zuschauen, « lüegen » die Männer beim Fassnachtsfeuer nach dem Wind, aber « nur noch alte Lĭt (Leute) ». Je nach Lage des Ortes ist der Wind vorbedeutend für die Ernte. Wenn Nordwind kommt, heisst es hier, so bringt er Korn in's Land, wenn Südwind, so Korn aus dem Land, aber Gras ins Land; oder dort: « Wenn der dütsch Wind (Ostwind) weht, dann bringt er Korn in's Land, der wälsch Wind (Westwind) treibt es hinaus ».

Ist das Feuer abgebrannt, so zieht die ganze Schaar jubelnd und singend, voran wohl, wie in Hirzbach, ein Geiger, von dannen; nur die Wächter des Feuers bleiben zurück. Diese sind ältere Knaben oder Burschen, auch wohl der Waibel, den die Ortsobrigkeit hierzu beordert hat, in der Regel aber der Jüngstverheirathete, entweder allein oder mit seiner Frau. Er muss das Feuer bis zum gänzlichen Erlöschen sorgsam in Hut behalten und es dann verscharren. Am anderen Morgen — so in Hirzbach — statten die Rekruten unter Gesang, Trompetenschall und Hörnerklang den Ueberbleibseln des Fâsenachtsfîers einen Besuch ab. Arm in Arm, ein Fahnenträger und die Musikanten vorauf, ziehen sie dann den Berg, auf dem das Feuer war, hinunter. Im Dorf verkleiden sie sich und ziehen nun, der eine mit einem Korbe, der andere mit einem Sacke, der dritte mit einem Topfe, der vierte mit der Börse unter Begleitung der übrigen von Haus zu Haus, um die Fassnachtküchele, Eier, Mehl und dergleichen Esswaren einzusammeln. Die erlangten Gaben werden in einem Wirthshause zubereitet und gemeinschaftlich verzehrt.

Hat man zum Feuer eine im Boden wurzelnde Tanne oder einen sonstigen Baum benutzt, so wird der Stamm, nachdem die Aeste weggebrannt sind, ehe man von dannen zieht, meistbietend versteigert, und der Erlös nachher gemeinsam im Wirthshaus verzehrt und vertrunken. Auch auf andere Weise verschaffen sich die vom Feuer in's Dorf heimkehrenden, älteren Burschen noch allerlei Gaben zum Schmause. Sie ziehen im Gebweiler Thale von Haus zu Haus, beten den englischen Gruss und sprechen einen gereimten Spruch, welcher Formeln enthält, die sich sowohl in Fassnachts-, als in anderen festlichen Liedern in ganz Deutschland wiederfinden (1).

(1) Erntefeste, S. 613—616.

Das uns hier angehende Lied aus dem Gebweilerthale lautet

« Frâü gän îs Kiachle,
Sunst erfrieren îs d' Fiassle,
D' Schlüssel hör i klingle,
D' Pfanne hör i krache
D' Kiachle sin gebache
Eins, zwei, drei — raus ! »

Sie erhalten von den Hausinhabern jetzt meist ein Geldstück.

So versorgt geht der junge Bursche mit der Jungfrau, deren Namen er oder Andere beim Feuer gerufen, zum Wirthshaus, wo es unentgeltlich Küchele giebt und bis zur Feierabendstunde getanzt wird. Die Alten und Kinder aber erwartet ein von der Hausfrau im Voraus schon zugerichtetes, sorgfältiges Nachtmahl, bestehend aus Fleisch, Gemüse und verschiedenen Sorten Küchlen.

Dies ist im Allgemeinen der Hergang beim Fassnachtsfeuer an denjenigen Orten, wo auf demselben Platze nur *ein* Feuer stattfindet. Das ist aber nicht die älteste Form. Vielmehr brannten früher vermuthlich an allen, heute noch an sehr vielen Orten im Sundgau, *zwei* Feuer nebeneinander, ein kleines und ein grosses. Das *kleine* Feuer heisst entweder *Lêfîer*, *Lefîerle*, *Flêfîer*, *Flô-* oder *Flôfîer*, *Früefîer*, oder schlechtweg *kleines Feuer*. Diese Namen lassen sich einigermassen erklären. Althochdeutsch und altsächsisch heisst hlêo, mittelhochdeutsch lê, ein Hügel, ein hochliegender freier Platz; es kann aber auch Feld, Matte bezeichnen; beide Bedeutungen kommen noch im Elsass in Orts- und Flurnamen vor. So auch auf Hügeln und Matten die Lêfîer; doch ist die im Namen Lê liegende Beziehung auf die Oertlichkeit gewiss nicht die ursprüngliche gewesen. Aelter erscheint die Bezeichnung *Flehfîer*, welche durch die anderen Formen Flöh- und Flohfîer erläutert wird. Das Feuer sollte zur Abwehr von Ungeziefer dienen. Das ist ein alter auch sonst beglaubigter Zug. Vielleicht ist auch Beziehung zu dem Orte, der Flühe, ausgedrückt, so dass Flêfeuer ein Feuer auf einer Anhöhe bedeutet. Auf Anhöhen, die Flühen genannt werden, kommen im Elsass wie im Kanton Baselland Fassnachtsfeuer vor. Der Name *Früefîer* erklärt sich daraus, dass dies kleine Feuer regelmässig der Zeit nach vor dem grossen Feuer angezündet wird.

Die Wahl des Platzes richtet sich für beide Feuer nach der Oertlichkeit. Wo ein Hügel am Waldessaum in der Nähe des Dorfes ist, wählt man diesen, wenn nicht, so das freie, nicht beackerte Feld, oder eine Matte. Die Entfernung des kleinen Feuers vom grossen be-

trägt oft nur einige Meter, oft acht bis tausend Meter; doch ist die erstere Entfernung unzweifelhaft die normale gewesen, wie sich später zeigen wird. Das Lê-, Flê- oder Früefeuer wird meist aus Reisern und Stroh hergerichtet; zuweilen nimmt man jedoch dazu eine im Boden wurzelnde Tanne am Waldrande, die dann mit Brennmaterial ausgefüllt wird. In vielen Fällen ist der Jüngstverheirathete des Dorfes mit der Leitung des Einsammelns von Brennmaterial und der Fortschaffung desselben an den bestimmten Platz betraut; er zündet das Feuer mit Stein, Zunder und Stahl an, er bewacht es und löscht es aus. Das Anzünden geschieht bald vor, bald nach, auch wohl während des Rosenkranzes in der Kirche, aber stets, bevor das grosse Feuer angezündet wird.

Das Publikum, welches sich bei dem kleinen Feuer einfindet, besteht entweder aus alten Weibern und Mädchen (keinen Männern), die um dasselbe den Reihen tanzen und dabei, wenigstens früher, Lieder sangen, die sich hier nicht mittheilen lassen; oder nur aus kleineren Knaben und Mädchen, oder Burschen mit ihren Mädchen; oder aus den nächstjährigen Rekruten, welche unter Trommelschall daherziehen. Der Rundgang, abwechselnd mit Tanz, um das kleine Feuer währt, bis es verbrannt ist. Alte Leute streuen Salz in das Flöhfeuer, mit den Worten : « Jetzt schütteln wir die Flöhe ab ».

An diesem kleinen Feuer werden nun die Fackeln angezündet, mit denen meist kleinere Kinder umherlaufen. Waren Burschen und ihre Mädchen bei demselben, so schossen sie auch wohl hinein und sagten zu den daneben stehenden Mädchen : « Der Schutz ist dir, oder für dich gefallen ». Das Mädchen sagte dazu « merci ».

Das grosse Feuer heisst « *Tannenfîer*, *grosses Fasenachtfîer* » oder schlechtweg « *Fasenachtfîer* ». Dasselbe wurde früher regelmässig auf einer zwölf bis fünfzehn Meter hohen Tanne, Fichte, Eiche, und in deren Ermangelung an einem Kirschbaum oder Obstbaum angebracht, was unter Umständen auch jetzt noch geschieht, und zwar in der vorher schon beschriebenen Weise. Kann man hiezu keinen Baum haben, dann schichtet man pyramidenförmig auf mehreren aus dem Wald herbeigeschafften Holzstangen, gewöhnlich dreien, Holz und Stroh übereinander. Oben in der Spitze wird eine *Puppe* angebracht, ein Strohmann, oft mit einem Hut von Stroh auf dem Kopfe, mit ausgebreiteten Armen, in der einen Hand einen mit Stroh umwundenen Stecken haltend. Dieser Mann stellt den Jüngstverheiratheten dar, welcher verbrannt wird. An den meisten Orten macht man aber *zwei Strohpuppen, Mann und Frau*, ebenfalls die Jüngstverheiratheten vorstellend. Die zuerst verbrannte Figur zeigt vorbedeutend an, wer von

dem Ehepaar zuerst sterben wird. Nicht durchweg wird aber die Strohfigur oben an dem Scheiterhaufen angebracht. Man behält sie bei sich. Junge Burschen tanzen mit einer solchen grossen Puppe von Stroh, die eine Zipfelkappe auf dem Kopfe hat, umher, worauf sie in das Feuer geworfen wird.

Diese Strohpuppen sind also ersichtlich die Repräsentanten der vor undenklichen Zeiten dargebrachten Menschenopfer. Lange hat es gewährt, bis selbst bei Culturvölkern diese Sitte abgeschafft wurde. Bei den Römern geschah es durch Senatusconsult, nach Plinius Meldung im Jahre 97 vor Christus; bei den heidnischen Litauern wurden noch gegen das Jahr 1341 drei gefangene deutsche Ritter auf einem Scheiterhaufen rituell verbrannt. Doch scheinen in älteren Zeiten die für den Scheiterhaufen bestimmten Menschenopfer, bevor sie dem Feuer übergeben wurden, getödtet worden zu sein, so bei den Galliern an einem alle fünf Jahre veranstalteten Opferfest: die Menschen wurden erschossen oder gepfählt, dann verbrannt (1). Auch bei den Germanen mag man in sehr frühen Zeiten ähnlich verfahren sein. Man kann das noch in dem von der jüngeren Edda erzählten Baldermythus erkennen. Das auserlesene Opfer wird mitten in den Kreis der Festtheilnehmer gestellt, einige derselben schiessen, andere hauen nach ihm, andere werfen mit Steinen. Der so Getödtete wird mit seinem Weibe verbrannt, der Scheiterhaufen zuvor durch den Hammer geweiht. Diese und andere hier nicht zu erwähnende Züge bilden das einfache Substrat des Baldermythus, der nur so sein menschliches Gegenbild findet, aus welchem heraus sich jener entwickelt hat (2). Dass übrigens das auch sonst vorkommende Mitsterben der Ehefrau der germanischen Sinnesart entsprach, ist hinlänglich bekannt (3).

Der *grosse Scheiterhaufen* wird im Elsass gewöhnlich mittels einer Fackel, welche an dem kleinen Feuer angezündet ist, von oben her in Brand gesetzt, seltener mittels eines Pistolenschusses. Die bei dem *grossen* Feuer anwesenden Personen sind meist dieselben, wie bei dem benachbarten kleinen Feuer. Sind bei dem grossen Feuer die jungen Burschen und Mädchen, so finden sich beim kleinen die alten Leute und Kinder zusammen, und umgekehrt. Vom Flöhfeuer laufen die kleinen Buben zum grossen Tannenbaumfeuer, und gehen, Fackeln tragend und den englischen Gruss betend, um dasselbe herum. Waren

(1) Mannhardt, BK. 528.

(2) Den Mythus von Balder lese man nach bei Holtzmann, *Deutsche Mythologie*, Leipz. 1874, S. 84 ff.

(3) Grimm, *Kl. Schriften*, Berl. 1865, II, 270.

die jungen Burschen beim grossen Feuer, so war der Jüngstverheirathete ihr Anführer, der in dem unfern der Schweizer Grenze gelegenen Dorfe *Lutter* den Namen « Meister *Walsch* » führte, indess seine Genossen *die Wälschen* hiessen. Alle trugen Mützen mit Papierstreifen und andern Zierrathen. Kamen sie zu dem kleinen Flöhfeuer, so nahmen ihnen die kleinen Knaben die Mützen weg. Als Siegestrophäen wurden diese Beutestücke von den Knaben mit heim genommen und daselbst zerrissen.

Anderwärts zogen früher die Burschen und Mädchen im Reihentanz um das grosse Feuer. Dabei gieng ein Vortänzer mit dem Hut in der Hand um dasselbe herum, wobei ein Spruch gesagt wurde, den mein alter Gewährsmann, der selbst in seiner Jugend dabei gewesen war, leider vergessen hatte. Heut zu Tage begnügt man sich mit einem einfachen Tanze, wobei zuweilen einige Mannsbilder verlarvt sind. Die Lieder, welche man singt, sind ganz modern. Wie bereits früher beschrieben, schiesst man in's grosse Feuer, schlägt Scheiben und läuft mit Fackeln, welche am grossen Feuer von einem dabei ursprünglich Anwesenden angezündet wurden, über das Feld, so weit man kann. Erlischt dabei eine Fackel, so darf sie an keiner andern Fackel, sondern nur bei dem grossen Feuer wieder angezündet werden. Das Ende des Festes ist wie bereits früher beschrieben.

Vervollständigen wir das so gewonnene Bild durch einige Züge aus benachbarten und fernern Ländern, ehe wir von der Bedeutung dieses Feuers einige Worte sagen.

Die Verbreitung des Fassnachtfeuers lässt sich über weite Länderstrecken verfolgen. Als *Scheibentreiben* (Schîbe-trîbe) kommt es im Unter-Elsass und in Deutsch-Lothringen vor, als Scheibenschlagen in einigen Thallandschaften des Graubündener Vorderrheinthales, in der Glarner Gemeinde Matt und im St. Galler Oberland; desgleichen in Oberbaiern. In Schwaben heisst der Sonntag Invocavit *Scheibensonntag*, am Rhein *Funkentag*, ebenso in der östlichen Schweiz bis weit in's Vorarlbergische. In der deutschen Schweiz kennt man ausserdem die Fassnachtsfeuer, am Mittelrhein und im Nassauischen die Hâlefeuer (Hagelfeuer), worin der Hâl verbrannt wird und ein verschlossener Korb mit einer lebenden Katze, im Trierschen Fassnachtsfeuer, ebenso in der Eifel; im Regierungsbezirk Düsseldorf, zu Kaldenkirchen, Kreis Kempen, war der zur Fassnacht verbrannte Mann aus einer ausgedroschenen Korngarbe gefertigt; in Hessen rollte man brennende Räder von Anhöhen herab; am Hutzeltage (Sonntag *Invocavit*) zündete man zwischen Rhön und dem Vogelsberg bis Thüringen auf nahen Anhöhen, bei

anbrechender Nacht an jedem Ort die s. g. Bläser an, grosse, an langen Stecken befestigte *Strohfackeln*, mit denen man lärmend und schreiend eine Zeit lang umher tanzte und sich darauf Hutzeln (gedörrtes Kernobst) sammelte; im Oldenburgischen zündete man acht bis zwölf Fuss lange Strohbündel an; in Wälsch-Tyrol verbrannte man am letzten Frühlingstage eine Figur aus Stroh und Reisern, die Alte genannt, oder den Carnaval, in der Lombardei, Venetien, Piemont zu Mittfasten eine Strohfigur, die man auch entzwei sägte und dann verbrannte, wie solches auf denselben Tag auch in Spanien geschah. Die zu den illyrischen Slaven gehörigen Chorwaten oder Croaten erzählen in der Fastenzeit ihren Kindern, jetzt Mittags werde vor dem Thore ein altes Weib zersägt und verbrannt. Die französischen Gebräuche dieser Art fallen auch in diese Zeit, müssen aber später noch besonders in's Auge gefasst werden. In vielen Theilen Deutschlands, in Franken, Westfalen, Niedersachsen, in Schleswig-Holstein, in Schlesien, ausserdem in Dänemark, in Kärnthen, lohten um Ostern die Osterfeuer. In England, in der Grafschaft Shrewsbury, brannten die Frühlingsfeuer etwas früher, auf den Abend des Dreikönigstages, auf allen Hügeln und erhaben gelegenen Orten, aus Freude über den abziehenden Winter und den herannahenden Frühling.

Dass solche Termine nicht überall die ursprünglichen sein können, geht schon daraus hervor, dass sie sich sämmtlich nach dem christlichen Osterfeste richten, welches bekanntlich in die Zeit vom 22. März bis 25. April fallen kann. Nach dem Osterfeste richten sich nun die Sonntage von Septuagesimä an bis zum ersten Advent. So kann z. B. der Sonntag Invocavit vom 8. Februar bis 14. März fallen. Der ursprüngliche Termin des in die jetzige Fassnachtszeit fallenden heidnischen Frühlingsfestes wird in die Zeit des Monats Februar (1) gefallen sein. Es richtete sich diese Feier gewiss nach dem Erscheinen des

(1) Es ist begreiflich, dass die verschiedenen älteren Namen, welche der Monat Februar hat, sich oft auf die religiösen Festlichkeiten desselben beziehen. So heisst er der *Spurkelmonat*, d. i. wörtlich *Funkenmonat*, in dem die *Funken* (vgl. das engl. Spark), d. i die Fassnachtsräder, brannten Die Fassnachtsfrau, welche man heute in der Rheinprovinz noch verbrennt, heisst Spörgel, Spergel. Man hat daraus später eine Göttin Spurka fabricirt. Offenbar wurden die Spurcalia des Indiculus superst. später durch ein vom lat. spurcus (unflätig) gebildetes: Spurcalia erklärt, da man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr kannte. — Eine gleich einfache Erklärung fordert das Wort *Hornung*, d. i. Sohn des Horn, oder wie er auch heisst « der kleine Horn », im Verhältniss zu seinem Vater, der « der grosse Horn » (Januar) heisst. *Horn* steht für *Horn-Monat*. Das *Hel-* oder *Heilwünschen* geschah in uralten Zeiten auch mittels des Zutrinkens durch (*Wunsch-*) *Hörner*; eine analoge

Vollmondes, der schon aus äusseren Gründen bei der an den Hauptcultstätten der einzelnen Landschaften stattfindenden, mehrere Tage in Anspruch nehmenden Festlichkeiten nothwendig sein musste. Diesem Hauptfest giengen Festlichkeiten vorauf, andere folgten nach. Einen bestimmten Termin für die in die Osterzeit fallenden Frühlingsfeuer, welche in ganz Europa brannten, haben wir an dem irischen Feste *Bealtine*, bretonisch *Beltan* genannt (1), das ursprünglich auf den 21. März fiel, später auf den ersten Mai verlegt wurde. Die älteste Erwähnung dieses Festes verdanken wir dem irischen Erzbischof von Cashel Cormac († 908). Derselbe überliefert, dass *zwei Feuer nebeneinander* gemacht worden seien, zwischen denen unverletzt hindurch zu gehen Menschen und Vieh heilsam sei; daher sage man, eine grosse Gefahr zu bezeichnen: « Zwischen zwei Feuern » (2). Diese Feuer wurden von den Druiden unter grossen Beschwörungen gemacht, es wurde ein Mahl von Eiern dabei gehalten, und in den schottischen Hochlanden ein durchs Loos erwählter Mann den Flammen übergeben, um so das Jahr *fruchtbar zu machen*. Auch Pferdeköpfe warf man in das Feuer. Die in der ganzen Gegend flammenden Feuer mussten in derselben Nacht alle ausgelöscht werden, und Niemand durfte bei Todesstrafe sie wieder anzünden, bevor die Priester an bestimmtem Orte einen Scheiterhaufen für die Opfer errichtet hatten. Daheim in den Häusern

Sitte noch in England: Wassel oder Wassail, worüber nachzusehen *Brand-Hazlitt*, Pop. Antiq. of Great-B. Lond. 1870, I; *Nares-Halliwell-Wright*, Glossary, Lond. 1872, II, 943; *Müller*, Etym. Wb. d. engl. Spr. s. v. — Siehe meine « Alte Gebräuche im Elsass », in dieser R. N. 1883, No 3; Separatabzug, S. 4. — Die bisherigen Ansichten über Hornung s. b. *Birlinger*, Alemannia, 1872

(1) Der vollständige Name dieses auf den 21. März (später den 1. Mai), auf den Mittsommer u. den 1. Nov. fallenden Festes (Grimm, Myth., Berl. 1878, III, 175) lautet: *La bealtine*, *beiltine*, beltein, etc. Man erklärt: La = Tag; teine = Feuer; beal oder beil = keltisches Lichtwesen (Grimm, das. I, 509). Doch ist die Erklärung von Lichtwesen keineswegs sicher. Abweichende Ansichten sehe man bei Roget de Belloguet, Glossaire gaulois, Par. 1873, S. 374-76; Mannhardt, Baumkultus, Berl. 1875, S. 508. — Die bretonische Form *beltan* scheint dagegen einen Wink über die eigentliche Bedeutung des Wortes zu geben. Das kymr., corn. und armor. *tan* heisst Feuer, irisch *tene* (Bacmeister, Kelt. Briefe, Strassbg. 1874, S. 32). Bel kann in dieser Zusammensetzung kaum etwas anderes sein als *Scheiterhaufen*. Dabei denke ich an das altn. bâl, ags. bael = Scheiterhaufen, das zu bha, bhâ = scheinen, leuchten, gehört (Fick, Wörterb. der indogerm. Sprachen, Gött. 1874, I, 685 u. III, 208). Sachlich legitimirt sich das Wort *beltan* als Scheiterhaufen-Feuer. Ein Gott, latinisirt *Belenus*, ist erst später aus *beal* gemacht, oder damit in Verbindung gebracht worden.

(2) Grimm, Myth. I, 510.

wurden aber an diesem Tage die Herdfeuer ausgelöscht und mit Feuerbränden vom geweihten Feuer wieder neu angezündet (1).

Die *zwei Feuer* haben sich im Elsass nun auch wieder entdecken lassen. Dadurch fällt ein ganz neues Licht auf dieselbe Erscheinung in Wälschtyrol. In Valarsa verbrennt man den Fasching, indem man auf einem Haufen von Holz und Stroh eine Stange mit Querbalken errichtet, an dessen Ende Strohbüschel hangen, und dann anzündet. Daneben wird ein kleinerer Scheiterhaufen, «*la spia*», der Spion, in Brand gesteckt (2). So erläutert Eins das Andere. Man warf in diese Feuer nicht nur Stücke von Thieren, wie Pferdeköpfe, Hörner von Böcken, sondern lebendige Thiere selbst wurden darin verbrannt, z. B. Kühe, Kälber, Füchse, Eichhörnchen, Marder, Katzen, Vögel, vermuthlich auch Frösche und Fische. In den Vogesen brannte man im Fassnachtsfeuer Katzen auf Holzpfählen todt, im Elsass warf man sie in's Fassnachtsfeuer. In Metz (3) verbrannte man Katzen im Johannisfeuer, in Paris Katzen und einen Fuchs (4). In Ankum (Westfalen) trieb man am Sonntag vor Aschermittwoch neben dem Spiele des Hahnenschlags auch das *Katzenwerfen*. Dies Spiel der jungen Burschen bestand darin, dass man gegen eine auf einem Pfahl befestigte Tonne, in welcher ein Kätzlein gefangen sass, warf, bis zuletzt ein glücklicher Wurf den Käfig zerbrach und das geängstigte Thier unter lautem Hurrah entsprang. Dafür erhielt der glückliche Sieger ein gemeinschaftlich angeschafftes Tuch als Siegespreis (5). In Dänemark treibt man noch auf Fastelavend das Katzenwerfen, und in Stralsund übte man Anfangs des 15. Jhdts. noch den widrigen Brauch, in der Fassnachtszeit eine angenagelte Katze von einem Manne todt beissen zu lassen. Wer dies Experiment unter dem Jubel der Bevölkerung und dem Beisein des ritterbürtigen Bürgermeisters vollbrachte, wurde der Held des Tages und zum Katzenritter geschlagen (6). In Muggelsheim (7) bei Köpenik (einer im vorigen Jahrhundert gegründeten Pfälzer-Colonie) trug man noch zu Ende der dreissiger Jahre am Abend « der Fassnacht », einen

(1) Grimm, Myth. I, 510.

(2) Mannhardt, BK., S. 499.

(3) Manuscript der Stadtbibl. Metz No. 154, Tom. IV, 390—398, von 1641—1745. Im J. 1790 hörte der Brauch auf, s. *Viville*, Dictionnaire du dpt. de la Moselle, Metz 1817, I, 431. *Mannhardt*, Zeitschr. f. d. Alterth., Neue Folge X, 9.

(4) Mannhardt, Ztsch. f. d. A. NF. X, 8, 9.

(5) Hartmann, Bilder aus Westfalen, Osnabr. 1871, S. 14—15.

(6) Jähns, Ross und Reiter, Lpz. 1872, S. 79. — Bezüglich Dänemarks s. Reinsberg-Düringsfeld, d. festl. Jahr, Lpz. 1863, S. 45.

(7) Kuhn, Märkische Sagen, Berl., 1843, S. 310.

Marder oder Iltis, der auf ein Brett genagelt war, umher, indem man zugleich Eier einsammelte. Dabei sangen die Burschen :

« Hahn, Appel, Hahn,
Die Fassenacht geht an ! »

und am Schluss :

« Eier 'raus
oder ich schick den Fuchs in's Hinkelhaus (Hühnerhaus) ».

Auch die Elsässer Buben drohen, wie wir oben sahen, mit dem Iltis, und bei andern Gelegenheiten auch mit dem Fuchse, der die Hühner stehlen soll, wenn man den Sammelnden keine Eier geben will.

Alle diese Züge, die sehr erheblich vermehrt werden könnten, deuten darauf hin, dass man diese Thiere verbrannte. Es waren dies theils schädliche, theils nützliche Thiere; jene verbrannte man im Feuer ganz; von diesen warf man nur die Knochen hinein (1); jene sollten die bösen Dämonen besänftigen, diese die guten erfreuen. Dasselbe gilt bezüglich der Vögel. Gänse und Hühner waren bei den europäischen Völkern Opferthiere. Ob man sie in dem Frühlingsfeuer verbrannte, erhellt nicht direkt, allein es lässt sich aus andern Gründen darthun. Man nahm ausser jenen Vögeln z. B. noch Habichte, Krähen und Zaunkönige. Das scheinen Opfer gewesen zu sein für die Dämonen der Luft. In späteren Zeiten lösen sich von der Gesammtfestfeier verschiedene Theile ab, die, auf andere Zeiten verlegt, sich zu besondern Festlichkeiten herausbildeten. Wie man am Harz die Eichhörnchen vor dem Osterfeuer zu Tode hetzte und nicht mehr in dem Feuer verbrannte, so schoss man später mit Armbrust und Gewehr die Vögel von der geschmückten Stange, dem schwächlichen Nachbilde des einst geschmückten Baumes bei den Jahresfestfeuern.

Das Verbrennen von Thieren und Vögeln gelegentlich eines Festfeuers findet sich bei den *Neupersern* aus der Zeit der Sassaniden-Herrschaft. Der Begründer dieser Dynastie Ardeschir Babegan, der Sohn Babecks (222—240 n. Chr.), oder auch ein späterer König, soll an einem bestimmten Tage des Monats October ein Fest eingesetzt haben, an welchem überall Festfeuer angezündet wurden. Die Könige und Fürsten fiengen wilde Thiere und Vögel, banden deren Füsse zusammen, befestigten daran trockene Kräuterbündel, welche sie in Brand steckten, und liessen nächtlicher Weile die Thiere so über die Felder laufen oder durch die

(1) In England « bonefire », d. i. Knochenfeuer genannt.

Luft fliegen, dass die ganze Erde und die ganze Luft in ein Flammenmeer verwandelt schien. Nach andern Ueberlieferungen sollen diese Festlichkeiten um die Zeit des Wintersolstitiums stattgefunden haben, aus Freude darüber, dass die Tage länger wurden als die Nächte (1).

Darf man nun auch als gewiss annehmen, dass bei den grossen Jahresfesten Menschen- und Thieropfer fielen, so darf man doch billig fragen, ob denn in jeder kleinen Dorfgenossenschaft dasselbe geschah. Dies ist indess nicht anzunehmen; die Menschenopfer beschränkten sich gewiss nur auf die Hauptanbetungsstätten grösserer Volksverbände und auf Festzeiten, welche erst nach mehreren Jahren wiederkehrten; an kleineren Orten wurden die Menschenopfer nur symbolisch vollzogen. Die grösseren Opferthiere als Pferde, Ochsen, Böcke und andere wurden bekränzt um die Feuer an den Kultstätten herumgeführt, geschlachtet, das Fleisch der geweihten Thiere zum Segen der Geniessenden gegessen, die Knochen in das Feuer geworfen; kleines Vieh und Vögel wahrscheinlich im Feuer verbrannt, bis auch dieser Gebrauch sich davon ablöste und zu besonderem Spiele wurde. Die Felle der geschlachteten und geweihten Opferthiere dienten den Priestern bei ihren weihenden Umzügen als Umhüllung, das begleitende Volk trug Nachbildungen solcher Felle, woraus die Maskeraden hervorgegangen sind (2).

Das *Pflanzenreich* steuerte zu den heidnischen Frühlingsfeuern ebenfalls seinen Tribut, der den Vegetations-Dämonen dargebracht wurde. Zur Illustration unserer germanischen Gebräuche möge hier, zugleich auch als Beweis der weiten Verbreitung dieser Feuer, aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, die Schilderung des Hauptfestes der Göttin Derketo folgen, welche zu Hierapolis in Syrien, unweit des Euphrat, verehrt wurde. Das Fest wurde im Beginne des Frühjahrs gefeiert. Im Tempelhofe waren mehrere grosse Bäume aufgerichtet, die man im Walde schlug, mit lebenden Schafen, Ziegen, anderem Kleinvieh, mit Vögeln, Gewandstücken, Gold- und Silbersachen behängte. Rings umher schichtete man einen Scheiterhaufen und verbrannte die Bäume mit ihrem Schmuck. Mehrere Gemeinden oder Völkerschaften nahmen an dem Feste Theil, und hielten mit ihren Heiligthümern einen Reigen um die brennenden Bäume. Das Fest hiess *Scheiterhaufen* oder *Fackel*, wurde also mit Fackeln angezündet (3). Fast Zug um Zug haben wir denselben Hergang in Europa.

(1) Liebrecht, Volkskunde, Heilbronn 1879, S. 262-263.
(2) Germanische Erntefeste S. 579, 617.
(3) Mannhardt, FK. 261.

Es ist natürlich, dass man bei Beginn der Frühlingszeit, wo die Bäume noch nicht den Schmuck des Laubes trugen, immergrüne Bäume, wie Tannen und Fichten, als Opferbäume nahm, und dazu als weitere Zierden immergrüne Pflanzen, wie Stechpalmen, Buchs und die Zweige vom Sewen- oder Sadelbaum (juniperus sabina), der schon im Jahre 820 in der Mitte des Kreuzgartens zu St. Gallen steht, und in vielen Elsässischen Bauerngärten zu finden ist. Ein Beweis, dass diese und andere immergrüne Pflanzen, wozu auch die Mistel gehört, bei den Frühlingsfeuern verwendet sein müssen, liegt darin, dass die alte christliche Kirche den Gebrauch der Aschen- und Palmenweihe eingesetzt hat, dass sie den Gebrauch der Asche dieser in kirchlicher Sprache « Palmen » genannten Pflanzen in schon angedeuteter Weise unschädlich zu machen sich veranlasst fand; ähnlich wie dies auch durch die Kräuterweihe geschah, die sich von den Johannisfeuern abgezweigt hat. Denn die Asche des heidnischen Frühlingsfeuers wurde als Zaubermittel gebraucht, wie heute noch die Asche des profanen Osterfeuers in katholischen und protestantischen Ländern.

Immergrüne Bäume und Sträucher aber wurden als Opfer verwandt, weil sie der ängstlich auf die Wiederkehr des Frühlings harrenden Menschheit eine Gewähr schienen, dass der die Vegetation schaffende Dämon nicht gänzlich todt sei, während zur Mai- und Johanniszeit andere Bäume und Sträucher bei den um diese Zeit ebenfalls üblichen Feuern Verwendung fanden. Endlich waren diese Festbäume geschmückt mit allen sonst dem Einzelnen theuren Dingen, mit den Gaben des Haushalts, des Stalles, des Feldes (Esswaren, Bröte in Radform, die Sonne nachbildend, Garben etc.). Was dem Menschen lieb und theuer war, musste auch dem nach Menschenart gedachten Ueberwesen recht sein; dasselbe brauchte alles dies zu seiner Existenz, und diese war dem Menschen unbedingt nöthig. So brachte er in diesem naiv-kindlichen Glauben sein Liebstes dar; unsichtbar genoss davon der Dämon, welcher das Sonnenlicht verursachte, der Dämon der Wolken und des Windes, der Dämon jedes der Elemente und der des Wachsthums; unsichtbar bediente er sich zu seinem Gebrauch der Schatten der verbrannten Dinge, und sein Wohlgefallen daran sollte ihn gnädig stimmen zum Wohl der ängstlichen Menschen, vor Allem, wenn das Bewusstsein der Schuld nach ihren Begriffen sie drückte. So waren diese Opfer, Dank-, Bitt- und Sühnopfer zugleich. Weiter ins Einzelne einzutreten ist hier nicht möglich; es sei nur noch bemerkt, dass für Menschen und Vieh das Feuer, durch das sie hindurch giengen, Böses abwehrende und reinigende Kraft hatte, für die Menschen speziell

noch eine rechtfertigende, sakramentale: denn das Hindurchgehen des Menschen durch die zwei Feuer charakterisirt sich als das älteste *Feuer-Ordal*.

Das vom Priester unter Zauberspruch geweihte, rituell geschichtete Feuer musste so eine Quelle allgemeinen Segens werden. Darum bat auch das Volk, indem es ehrfurchtsvoll dasselbe umgieng und seine Gebete sang, an deren Stelle heute christliche Gebete getreten sind. Besonders für den Ackerbau musste das Feuer grosse Bedeutung haben; daher das Laufen mit Fackeln über die Felder — die Processionen in Thierfellen, das Achten auf alle sich bietenden Anzeichen, so auf den Rauch des Feuers. Wohin er zog, war eine Vorbedeutung guter oder widriger Winde.

Das Schiessen mit Pistolen in das Feuer weiset auf den Lärm bei Opfern hin, der ursprünglich in anderer Weise bewirkt wurde und dazu dienen sollte, die schädlichen und bösen Dämonen abzuwenden.

Es ist leicht verständlich, dass eine solch' hehre Feier auch begleitet sein musste von *Festspielen*, die entweder noch bei dem Feuer oder vorher, oder nachher stattfanden, wie nicht minder von einem *Festmahl*. Zu diesem waren zuvor Gaben gesammelt worden, ursprünglisch von heidnischen Priestern und seinen Gesellen, heutzutage von der Dorfjugend; zum Dank wurde dem Hause Glück gewünscht, die Weiber mit den Fruchtbarkeit verleihenden *Lebensruthen*, geschlagen, « *gefitzt* » im Elsass, « gefûet » in Niedersachsen (1), anderwärts unter ähnlichen Bezeichnungen tractirt, Gebräuche, die zu allerlei Unfug und Aergerniss Veranlassung geben konnten und auch gegeben haben.

Merkwürdig ist, dass, wie in Niedersachsen, die Weiber und Mädchen, nachdem sie gefûet sind, am anderen Tage ihrerseits die Männer und Burschen fûen, wobei, wie sie selbst sich mit Wecken lösen mussten, dies nun den Mannsleuten oblag. Aehnliches früher in Italien, bei den Letten in Kurland, in Grossrussland. An dem einen Tage spielen, wie es scheint, die Männer, an dem anderen die Weiber die Hauptrolle, wie dies bei mehrtägigen altgermanischen Festen auch sonst vorkommt (2).

Zu den Spielen gehört namentlich das *Scheiben-Treiben*. Die glühenden Scheiben sind offenbar Nachbildungen der Sonnenscheibe, wie die in andern Landschaften von Anhöhen hinabgetriebenen, in Brand gesetzten Räder, ein Ausdruck der freudigen Gewissheit über die

(1) Ueber die Bedeutung des Fûens, des Fitzens, s. Mannhardt, BK. S. 256. 265 ff.
(2) Mannhardt BK. 256.

wiedergekehrte, immer kräftiger leuchtende Sonne. Daneben erscheinen die Brautpaare, die hundertfach vervielfältigten Repräsentanten des unsichtbar waltenden, alle Fruchtbarkeit der Menschen hervorbringenden Brautpaares, das zur Frühlingszeit seine Hochzeitsfeier beginnt. Die alte Ceremonie lässt sich noch in vielen Gebräuchen wieder erkennen. Beim Scheibenschlagen wird der Name des Mädchens gerufen, mit welchem der Bursche zu Tanze geht. Aber am Rhein, in Lothringen und andern Gegenden Deutschlands werden die Mädchen versteigert, und der Steigerer führt das Jahr über die ihm so zu Theil gewordene zum Tanz und nicht selten auch zur Ehe.

In einigen vogesischen Ortschaften des Unter-Elsass (Kreis Molsheim), macht man am ersten Fastensonntage (Invocavit), wie in der Schweiz, im alemannischen Oberschwaben und in den Rheingegenden « *Schiwafîer* », in den französisch redenden Gemeinden heissen sie « les bires » oder « les bures ». Um den brennenden Tannenbaum stehen die « Knaben » (junge Burschen) und werfen in weitem Bogen die früher beschriebenen, glühenden Scheiben von der Anhöhe ins Thal hinab, wobei die Namen der Heirathslustigen ausgerufen werden, unter den Worten :

« Schiwio, Schiwio, kumma drin, un fohra drin,
un fohra d'm (folgt Name des Burschen)
mit d'r (Name des Mädchens)
in da Loda ein (d. i. zum Laden hinein).

Im französischen Patois heisst der Spruch bei den « bires » :

Drâki, Drâki je bay lou
. . . èvont lè . . . ! Froppe tambour !

in modernem Französisch :

« Draki, draki, je donne (bailler = donner)
(folgt der Name des Burschen) avec la
(folgt der Name des Mädchens). Frappe tambour ».

Das Feuer währt etwa 1 ½ Stunden. Mit brennenden Fackeln geht es dann zum Wirthshaus (1). Was Drâki bedeutet, weiss man nicht mehr. Es ist offenbar *Drache* und bezeichnet die riesenmässige Strohpuppe, die man gewiss erst zu christlicher Zeit mit diesem undeutschen

(1) Russ, Kreis Molsheim.

Namen bezeichnete, und die man auch sonst, wie z. B. in Toul, als Drachen, in Metz als « Graully », « Grauilly », im Trier'schen als Goliath, processionsweise in der Bittwoche umherführte, unter seinem Schutz und zu seiner Ehre zum bevorstehenden Feste Gaben einsammelnd. Vermuthlich ist hier Zusammenhang mit dem im dreizehnten Jahrhundert zu Magdeburg und im fünfzehnten Jahrhundert zu Braunschweig gefeierten, « Grael » genannten Volksfeste. Merkwürdig aber bleibt es, dass die Riesenpuppe, die bei den Frühlingsfesten auftritt, keinen alten Götternamen verräth : sie stellte jedoch den noch namenlosen, aber schon im Menschengestalt gedachten Dämon vor, dem zur Ehre sein irdisches, durch's Loos erwähltes Urbild, ein Mensch, geopfert wurde. Das durch's Loos etwa erwählte *Brautpaar* wurde dem bräutlichen Dämonenpaar geopfert — jetzt werden Mann und Frau noch symbolisch als Strohfiguren verbrannt, nachdem sie, mit allen Ehren zuvor überhäuft, priesterliche Functionen verrichtet haben (Einsammeln von Brennmaterial, Bewachung desselben u. s. w.). In allen französischen Vogesendörfern, z. B. um St. Dié (Départ. des Vosges), zogen die jungen Burschen und Mädchen nach der Vesper aus der Kirche kommend, auf den « la bure » genannten Platz. Man theilte sich in zwei Parteien ; die eine bildete die Burschen, die andere die Mädchen ; jeder Bursche reichte dem gegenüberstehenden Mädchen die Hand, und einen Kreis bildend sang man dreimal die Worte : « Qui marierons-nous ? » Die Mädchen nannten im Chor eine der Ihrigen, welche die den Kreis bildende Kette verliess und sich in Erwartung eines Liebhabers mitten in den Kreis stellte ; die übrigen tanzten um sie herum, ein Lied singend, dessen Endreim sie mit den Worten widerholte : « J'aimerai qui m'aimera ». Die Gesellschaft wiederholte nun die erste Frage bezüglich der Wahl des Liebhabers, welchen der Chor der Burschen nannte, worauf der Erwählte sich zu seinem Mädchen gesellte. Dreimal tanzte nun die Gesellschaft um das Liebespaar, es ebenso oft auffordernd sich zu umarmen. Dann trat dasselbe zurück in die Reihe der übrigen, und das Spiel wurde so lange fortgesetzt, bis keine Personen mehr zu einem Paare zu vereinigen waren. Dieses Spiel hiess : « *donner les fachenottes* ». Die jungen Mädchen verliessen dann einen Augenblick ihre Cavaliere, um mit den Fackeln (brandons), welche sie aus der Kirche mitgebracht hatten, die Feuer (les bures) anzuzünden, um welche man jubelnd den Reigen (le rondeau) tanzte, bis das Feuer erloschen war. Hierauf bemächtigte sich jeder eines Feuerbrandes und zog zu der Behausung des betreffenden Mädchens, in Begleitung der Angehörigen, welche der unschul-

digen Lustbarkeit angewohnt hatten, die zu den meisten Heirathen des Jahres Veranlassung wurde (1).

Doch wird es bei den Tänzen der « Fassenottes » nicht immer so sittsam zugegangen sein, da die Bischöfe von Toul und Metz « les jeux dits Fassenottes », wie « les publications des Valentines ou Fassenottes » im 17. und 18. Jhdt. wiederholt verbieten (2). Heutzutage bezeichnet der Name *Féchenott*, oder *Vauzenott*, Vazenott, im Metzerland einen Tänzer, einen Verlobten, Vauzenatte eine Tänzerin, eine Verlobte (3). Das Wort ist gut deutsch wie das Wort *bures* (4). Es bedeutet die *Fâsenachter*, die Liebespaare beim Fassnachtsfeuer, im allgemeinen wohl die Theilnehmer am Fassnachtsfeuer.

Das Wort *bures*, im Patois auch noch bires, boures, beures, bulle, bûle, bules etc., wird stets synonym gebraucht mit *brandons* (5); es muss daher etwas Aehnliches bedeuten. Latinisirt heisst das Wort *burae*, die Einzahl *bura*, in franz. Ortsnamen Bures, Bure (6). Darin steckt offenbar das deutsche *bûr*, das sprachlich zu franz. *bur* wird. Bûr hängt mit *bauen* zusammen, normannisch ist *bur* eine Hütte. Allgemein bedeutet *bûr* einen Bau. In unserm Falle bezeichnet es einen hüttenähnlichen Bau, mithin einen *Scheiterhaufen*. « Dimanche des bures » heisst daher der erste Fastensonntag, weil ihn die Scheiterhaufen, die an diesem Tage angezündet wurden, ganz besonders charakterisirte.

Der Name *Valantin* bedeutet heute im vogesischen und Metzerländischen Patois, wie Vauzenat, einen Liebhaber, einen Tänzer, und die Femininform Valentine wird mit fassenotte in amtlichen Erlassen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts stets identisch gebraucht.

(1) *Gravier*, Histoire de Saint-Dié, bei *Richard*, Traditions populaires de l'ancienne Lorraine. Remiremont, 1848, p. 65-66. — Andere Beispiele mit Erklärung bei Mannhardt, BK. 456 ff.

(2) *Lepage*, Les communes de la Meurthe. Nancy, 1853 u. 1854, I, 115, 383; II, 420.

(3) *Lorrain*, Glossaire du Patois messin. Nancy, 1876, p. 61.

(4) *Adam*, Les Patois lorrains, Nancy, 1881, p. 236, bezeichnet « Bures » als « assemblées dans lesquelles on brûlait les Valentins, qui n'avaient pas racheté leurs Valentines ». Die bei dem Scheiterhaufen im Scherz proclamirten Paare, mussten sich gegenseitig beschenken; das galt als Loskauf (rachat) vom Scheiterhaufen; wo nicht, so werden die Paare darin in effigie verbrannt. Das Nähere bei Mannhardt, BK. 457.

(5) Du Cange-Henschel, Gloss. I, 808, s. v. Burae. Die Form *bule, bulle* etc., geht wohl auf lat. *bulla* zurück (Roquefort, Gloss. I, 194; cf. Diez, Wb. I, 73), in der Bedeutung von *Kugel*, womit die feurigen Scheiben gemeint sein werden.

(6) Lepage, a. O. I, 206.

Es müssen also beide Ausdrücke sachlich sowohl, als auch sprachlich dasselbe besagen. *Falan* muss so viel als *vasan* bedeuten, nur dass dieses ursprünglich eine allgemeinere, jenes eine speziellere Bedeutung auf die Liebespaare und den Tanz hatte. Der *Fâlant* oder *Vâlant* (1) ist also der Fassnachter, und die Vâlantine die Fassnachterin — nichts anderes. Die Tänze aber, welche zur Vassnacht, im Mai, zur Sonnenwende um Johannis, zur Ernte und zu Weihnacht stattfanden, waren wilde Tänze. Sie galten den christlichen Priestern als Teufels- und Hexentänze, wobei die Tanzenden, wie schwedische Sagen melden, zuletzt die von der Wuth ergriffenen Zuschauer mit in den Tanz fortrissen. Es ist demnach begreiflich, wie man die deutschen Falante und Falantinen, diese Fâsenachtstänzer, auch als «Teufel» und «Teufelinen» bezeichnen konnte.

Die Beziehung der Vâlante und Vâlantinen auf den unter Kaiser Claudius (41—54) lebenden, als Märtyrer gestorbenen Valentinus (so genannt nach seinem Geburtsort Vibo Valentia in Calabrien), dessen Tag auf den 14. Februar fällt, ist nur ganz zufällig durch die Namensähnlichkeit hervorgerufen; er wird so Beschützer der Liebenden, wie er ein Helfer gegen die Epilepsie wird, weil die an diesem « Wehe » Leidenden mit dem « Fallend » behaftet waren. Die Festlichkeiten der auf diese Weise nach dem heiligen Valentinus genannten Fassnachtspaare fällt nun keineswegs auf den vierzehnten Februar, vielmehr, wie wir gesehen haben, auf den ersten Fastensonntag, auf den ersten Sonntag im März oder sogar später; nur in England hat man die Feier der Valante und Valantinen an den Tag des h. Valentinus geknüpft.

Die den Namen « Bires » oder « Bures » tragenden Fassnachtsfeuer kamen ausser in französisch sprechenden Gemeinden des Elsass auf den ersten Fastensonntag (Invocavit) urkundlich seit 1254 wiederholt in dem damaligen Herzogthum Lothringen mit Bar, den drei Bisthümern Metz, Toul und Verdun und in dem belgischen und französischen Flandern vor; unter dem Namen « Brandons » ausser in sundgauischen Gemeinden an der französischen Grenze, urkundlich seit 1222 in Lothringen, Verdun, Champagne, Burgund, Orléanais, Berry, Lyonais, dem Berner Jura und Oberitalien; im schweizerischen Canton Freiburg heissen sie neben « Brandons » noch « Zafeurus »; im Canton Waadt werden am « jour des brandons » auf den Bergen die *Schaffairon* (Schoffeuer), Scheiterhaufen, angezündet und umtanzt; als

(1) Fâlant, Vâlant ist Part. præs. zu einem anzunehmenden Verb *Vâlan*, s. Oscar Schade, Altdeutsches Wb., Halle 1872, S. 159.

Bordes kommen sie seit 1249 in Lothringen, Champagne, Franche-Comté, Burgund, Lyonais vor; unter dem Namen *Grand feu, grand fouard* in Wallonischen Ortschaften. In der Diöcese Soissons (Isle de France) brannten im vierzehnten Jahrhundert die Feuer an jedem Fastensonntage (1). Merkwürdig ist, dass wie Bires oder Bures auch alle übrigen Namen, *Brandons, Bordes,* und *Zafeurus* deutsche Wörter sind, ebenso wie auch das früher in Wälschtyrol vorkommende Wort *La spia* für den kleinen Scheiterhaufen. Das letztere Wort kommt von dem deutschen spahon, *spähen,* bordes vom althochdeutschen bord, *Brett,* brandons von *Brand.* Zafeurus ist offenbar aus Zâch, zâhe und Feuer zusammengesetzt; zâch bedeutet einen Docht, eine Lunte, schweizerisch einen Knittel (2). Aus den überlieferten Nachrichten geht hervor, dass in der Fastenzeit in Frankreich und den Nachbarländern Feuer brannten, die durch *bures* bezeichnet werden, während *brandons* die dabei geschwungenen *Fackeln* bedeuten, worauf auch bordes und das jurassische «*Zochn*» Zoche, zu beziehen ist. Es würde aber falsch sein, anzunehmen, dass die das alte Gallien erobernden deutschen Völker mit diesen Namen auch die, durch dieselben bezeichneten Festlichkeiten eingeführt hätten. Vielmehr ist aus anderweitigen Thatsachen zu schliessen, dass sie die ihnen aus der deutschen Heimath bekannten Volksfeste auch in Gallien vorfanden und denselben die in zahlreichen Urkunden seit dem dreizehnten Jahrhdt. überlieferten, oben besprochenen Namen gegeben haben. Ebenso sind auch, wie wir gesehen haben, die Faschenottes und Valentins französirte deutsche Namen.

Andere Festlichkeiten, welche mit der Frühlingsfeier in Verbindung stehen, knüpfen sich an den Montag und Dienstag nach Invocavit, an den s. g. *Hirschmäntik* und *Hirschzîstîk,* oder wie man von den nämlichen Personen auch aussprechen hört, Hirsmäntik, Hirszistik. An einigen Orten sprach man Hirzmäntig. An dem Hirschzîstik finden zwar gegenwärtig in der Regel keine besonderen Gebräuche mehr statt; allein der Name verräth, dass dies doch früher anders gewesen sein muss.

Die jetzigen, in einer grossen Anzahl von sundgauischen Dörfern,

(1) Die Nachweise bei: Du Cange-Henschel, Gloss.; Roquefort, Gloss.; Littré, Dict.; Godefroy, Dict. de l'anc. langue fr. Par. 1881, Tome 1; Lütolf, Sagen, Bräuche, Lucern, 1865; Pick, Monatsschrift, Trier, 1881, S. 80. Mannhardt, Bk. 453 ff. 496 ff. u. a. O.

(2) Schmeller-Frommann, Baier. Wb. II, 1100; Lexer, Mhd. Wb. III, 1018.

am Hirschmontage, dem Montag nach der Bauernfassnacht, zur Zeit noch geübten Gebräuche lassen sich bald aufzählen.

Der Hirschmäntik ist der Tag, an welchem die sundgauischen Frauen und Jungfrauen «Meister» sind. Unter «Meister» versteht man den Hausherrn. Die Rollen des «Männer-» und «Weibervolks» sind also an diesem Tage vertauscht. Wer wollte es dem «Weibervolk» verargen, wenn es nicht mit grösster Pünktlichkeit von einem altherkömmlichen Rechte Gebrauch machte? Dieser Ruhm gebührt namentlich den Frauen und Jungfrauen eines Dorfes am Fusse der Heidenfluch bei Pfirt. Nach dem Fassnachtsfeuer, am alten Fassnacht- oder Küchele-Sonntage, ziehen die Erwachsenen und die Alten ins Wirthshaus. Auch Familien, die sonst nicht dahin gehen, folgen dem allgemeinen Zuge: denn es ist ja zugleich der Vorabend des Hirschmäntik. Schlag zwölf Uhr Nachts nehmen die Weiber den Mannsbildern die Hüte und Mützen weg, und diese müssen zur Wiedergewinnung ihrer Kopfbedeckungen wenigstens einen Liter Wein zahlen. Gut gestellte Familien geben Bowle von heissem Wein mit Zucker und Zitronen. Am Hirschmontage setzt sich dieser Gebrauch fort. Männern werden auf der Gasse Mützen oder Hüte weggenommen, und die Eigenthumsrechte müssen regelmässig mit Wein zurückerworben werden. In grösseren Dörfern sind die Wirthshäuser stark besucht, und auch hier werden, wo es noch angeht, Mützen und Hüte der Männer zu angegebenem Zwecke in Pfand genommen. Zum Wein isst man Kuchen und Waien (1). Früher aber gab es ein besonders festliches Mahl für die Weiber. In allen Ortschaften an der oberen Larg und anderen weit auseinander liegenden Dörfern weiss man noch recht gut, dass die Weiber am Hirschmontag in den Gemeindewald giengen, einen stattlichen Eichbaum «anklopften», und den so mit dem Gemeindezeichen kenntlich gemachten von den Männern fällen und meistbietend versteigern liessen, um aus dem Erlös ein gemeinschaftliches Mahl im Wirthshaus zu halten. Dabei erwählten sie, wie in den Dörfern an der oberen Larg, eine Hebamme für das folgende Jahr; hatte die bisherige zur Zufriedenheit der Frauen «gut geschafft», so wurde sie in ihrem Amte bestätigt. An einem andern grösseren Cantonsort im Kreise Altkirch zogen die Weiber singend in den Gemeindewald, um einen Baum zu holen, wobei sich die Weibsbilder als Mannsbilder verkleidet hatten. Man muss indess nicht glauben, dass die Weiber sich so ohne weiteres einen Baum aus der Gemeinde-

(1) *Waien* sind Kuchen aus Mehl, Milch, Butter, Zwiebeln, Obst, Aepfeln, Quetschen (Zwetschen), s. Erntefeste, S. 554.

forst holen konnten. Der Baum wurde ihnen für das Festessen von der Ortsobrigkeit verehrt. Alte Gemeinderechnungen geben hierüber bündige Auskunft. Der Baum, der hier versteigert wird, ist ursprünglich ein Fassnachtsbaum der ja auch jetzt noch, wenn er beim Fassnachtsfeuer seinen Dienst gethan hat, versteigert wird. Das versteigern ist offenbar eine spätere Sitte. Dass aber die Weiber sich *ihren* Baum holen, entspricht dem Umstand, dass die Männer sich auch einen solchen verschaffen, wie in der Schweiz, Baiern, Tyrol sich davon Reste erhalten haben. Es finden sich nun z. B. im Nassauischen drei Fassnachtbäume, die verbrannt werden. Das scheint also darauf zu deuten, dass die verschiedenen Geschlechter, sich ihre Bäume herbeischafften, die um den in der Erde wurzelnden Baum gestellt wurden. Dieser musste eine allgemeinere Bedeutung haben: er mochte ein Symbol des die Feldmark der Gemeinde schützenden Wachsthums-Dämons sein (1), dem man Opfer darbrachte.

Im Münsterthal kennt man noch den Namen *Weiberfassnacht*, man hat aber vergessen, dass am Montage nach Invocavit die Weiber vor Zeiten die « Meisterschaft » hatten, wie am 24. Februar 1681 der Pfarrer zu Weier im Thal an den herrschaftlich rappolsteinischen Amtsschaffner daselbst mit dem Ersuchen schreibt, den an diesem Montage (das war der 24. Februar) stattfindenden Weibertag abzustellen, was dieser bei einer Strafandrohung von 5 Cronen und Körperzüchtigung noch selbigen Tages ins Werk setzte. Das Verbot richtete sich gegen den *Weibertag in Weier*, *Walbach* und *Zimmerbach*, welche Orte zu dem ehemaligen rappolsteinischen Amte Weier im Thal gehörten. Die gleichzeitige Beschreibung dieser merkwürdigen Sitte gebe ich nach dem Originaltext im Bezirks-Archiv zu Colmar. « Die Weiber hielten in Weyher, Walbach und Zimmerbach einen Tag, der der Weibertag genannt wurde. Sie kamen auf öffentlichem Markt zusammen, die meisten masquirt. Jede hatte etwas zu essen in der Hand, die einte einen Hafen (Topf) mit Fleisch, die einte mit Gemüss, wieder eine andere gebraten Fleisch an einem hölzernen Spiess, dann andere etwas anderes an Essens-Speise. Sie nahmen aus dem gemeinen Keller Wein, der in zwei Fösslein (Fässlein) auf einem Pferde getragen worden, welches ein masquirtes Weib mit schellen führte. Jeder Beck und jeder Wirth musste ihnen ein Leib Brods geben. Die Gemeind gab ihnen auch zwölf Gulden; daraus kauften sie einen grossen Bock und zierten ihn, eines der Weiber zierte ihn mit Schellen. Dann zogen

(1) Vgl. Mannhardt, BK. 182.

sie mit Musikanten uf den Meyerhof (herrschaftlicher Hof), da ihnen der Meyer (herrschaftlicher Beamter) Butter geben musste. Sie assen auf der Landstrasse, bachten (backten) Küchlen, und die Reissende (Reisenden) mussten mit ihnen um den Bock tantzen. Die Männer dürften sich nicht sehen lassen biss auf den Abend, sie übten allen Muthwillen und schmissen die Fenster ein. Es war den 24. Februar 1681 ». Man sieht hier einen alten Festbrauch in seiner Entartung.

Ein ursprünglich ganz anderes Fest, wozu Gemeinde und Herrschaft beigesteuert hatten, musste hier gefeiert worden sein — jetzt war es in Folge der voraufgegangenen Kriegswirren in Verfall gerathen, war ein Bettelfest geworden. Unverkennbar aber liegen hier noch sehr alterthümliche Züge vor. Ein solcher ist das Bekränzen des Bockes, was auf einen Opferbrauch um so mehr schliessen lässt, als der Bock in dieser Beziehung ein altes Opferthier war, welches zu der Sippe der Vegetationsdämonen gehört (1). Das Schellengeläut deutet auf das Geräusch, die schädlichen Dämonen zu vertreiben.

Im 16. Jahrhundert hatte sich dies auf denselben Montag nach Invocavit fallende, von rechtsrheinischen Unterthanen des Bischofs von Strassburg zu Oberkirch gefeierte Weiberfest in einigen Beziehungen noch viel reiner erhalten. Man nannte dies Fest den *Schauertag.* « Dazu wurden alle Einwohner, arm, reich, Frau, Mann, edel, unedel, sammt dem Probst und seinem Convent (vom Kloster Allerheiligen) auf den Imbiss geladen. Der Schultheiss schenkte den Frauen Namens des Bischofs von Strassburg 10 Schillinge, ein Amtmann ebensoviel, ein Probst gemeinlich ein Ohm Wein oder zwei, ein Edelmann einen halben Gulden oder was sein guter Wille ist; und macht man darnach die Irten (die Zeche) uss, und meldet, was ein jeder geschenkt hat. Man kauft auch sondern Wein, den man diesen Tag braucht, auch verordnet man ein Küchenmeister und Einen, der Wein, und Einen, der Brot aufträgt. Und ***pflegen*** die Weiber ***einen Schulheissen usser innen*** (unter sich) ***zu machen*** und nach dem Imbiss ***Gericht zu halten,*** da sie die Mann strafen, und muss das Unrecht (Verkehrtheit) desselben Tages Fürgang haben. Und wird Jedermann uf den Nachtimbiss (Nachtessen) wieder berufen und macht man dann die Irten (2) ». Welch' Stück von gesunder Volksthümlichkeit steckt in solchen Festen! Was hätte man daraus machen können, wenn sie nicht der Ungunst der Zeiten zum oft unverdienten Opfer gefallen wären!

(1) Das Nähere s. bei Mannhardt, FK. S. 183, 184.

(2) *Mone,* Ztschr. f. d. Gesch. des Oberrheins XXII, 187.

Im Unterelsass wurden solche Schurtage noch im fünfzehnten Jahrhundert als Volksfeste abgehalten, so in Reichshofen im Jahre 1493, zu Benfeld im Jahre 1538, zu denen die Gemeinden ihre Beiträge beisteuerten (1). Doch findet sich der Name Schürtag für Aschermittwoch im Elsass schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (2). Mit dem Worte schuren wird, wie es scheint, ein gemeinschaftliches Mahl abhalten bezeichnet, vielleicht unter einem hiezu eigends errichten Gebäu (Schauer). Noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhdt.'s kamen Schurtage in Baden vor.

Die Volksbräuche am Schurtage, am Weibertage und Hirschmontage sind aber in der geschilderten Form abgelöste Reste einer noch älteren und vollständigeren Feier. Bevor wir zu dieser übergehen, müssen wir jedoch noch sagen, dass der Brauch, wonach die Weiber Meister sind, ein sehr verbreiteter ist. Doch knüpft sich diese Sitte nicht gleichmässig an denselben Tag. In Nordbrabant fällt die Meisterschaft der Frauen auf Montag nach Dreikönigstag, in Brüssel auf den 19. Januar. Am Rhein, z. B. in Köln, war Weiberfassnacht am Donnerstag vor Estomihi, welcher Tag der « Mützenbestohltag » hiess. Anderweitige Reste dieser Sitte finden sich in Schwaben an den « gumpigen (3) Donnerstag » (letzter Donnerstag vor Fassnacht) geknüpft und lassen sich in Westfalen, Niedersachsen und in andern Provinzen Deutschlands verfolgen, sogar in Persien.

Der Gebrauch, dass die Weiber einen Baum im Gemeindewald fällen und das dafür erlöste Geld gemeinschaftlich vertrinken, findet sich auch in andern Provinzen und Ländern, aber auch nicht immer auf denselben Tag, wenn auch an die Fastenzeit geknüpft. In der Eifel geschah es zur Weiberfassnacht, in Schwaben, zu Weilheim bei Tübingen, im Frühling, wo man die Eiche fällt und abschält, in der Schweiz auf Fassnachtsdienstag, ähnlich in den Niederlanden.

Andere an den Hirschmontag sich anknüpfende Festlichkeiten, die nunmehr näher ins Auge zu fassen sind, finden wir in der Schweiz. Hier begieng man den « Hirsmändig » an verschiedenen Tagen in Entlebuch (Luzern) z. B. am letzten Montage in der Carnevalszeit, in andern Gegenden am ersten Montag in der Fastenzeit. Bekannt ist der Hirsmontagbrief der Entlebucher. Das war ein Spottgedicht, das ehedem jährlich am Hirsmontage in allen Gemeinden auf öffentlichem

(1) *Mone*, das. XX, 77.

(2) *Hegel*, Chron. d. oberrh. Städte (Closener) I, 88.

(3) *Gumpen* ist = hüpfen, springen.

Platze abgesungen wurde, worauf der « Hirschmändigschwung » oder « Hirsmändigstoss » erfolgte. Diese Lustbarkeit bestand darin, dass zwei benachbarte Gemeinden eine Schlachtordnung gegen einander bildeten. Oefters standen zwei bis drei hundert Jünglinge und Männer auf jeder Seite, und in geschlossenen Gliedern rückten sie aufeinander. Welche Partei die andere zurückgestossen, d. i. zum Weichen gebracht hatte, war Sieger und das Handgemenge hörte auf (1). Schon im Jahr 1596 wurde für das Luzernerland der Hirsmontag wegen des damit verbundenen Zechens und ungebührlichen Wesens verboten, der Hirsmontagbrief desgleichen am 1. Hornung 1740 als der christlichen Liebe zuwider laufend (2).

Solche *Scheinkämpfe* fanden in der Schweiz vielerwärts statt. So lieferte die Stadt Zürich ehedem der Nachbargemeinde Wiedikon jährlich eine Schlacht am Hirsmontage (Montag nach Invocavit). Dabei handelte es sich stets um die Frage, welche der beiden Gemeinden der andern zwei aus Stroh und Federn gefertigte Puppen zuführen dürfe, den Chridiglade und sein Weib Else. Die von Wiedikon brachten neben allerhand Böken (Strohmännern) den Chridiglade. Beide sollten den ausgetriebenen Winter vorstellen, den alle Knaben von Wiedikon in Waffen daher brachten und alle Züricher Knaben zurückschlugen. Zuletzt wurden die Strohpuppen doch in die Stadt geführt, daselbst aber sogleich ins Wasser gestürzt. Des Abends wurden Feuer (Funken) angezündet und das Abenteuer durch einen gemeinschaftlichen Schmaus beendet (3). Etwas Aehnliches scheint auch Geiler von Kaisersberg zu meinen, wenn er darauf anspielt, dass die Bauern aus Geispolsheim den Strassburgern zu Fassnacht eine Puppe, den Meier Bertschi, und das wilde Weib, in die Stadt brachten. Das mag, wie Rochholz meint, auch nicht ohne Kampf abgelaufen sein. Dass solche Kämpfe aber in der Nähe von Strassburg vorkamen, zeigt, wie es scheint, ein Statut des Thomasstifts zu Strassburg vom Jahr 1540 für die Bauern zu Eckbolsheim, woraus hervorgehn dürfte, dass die Bauern ein Spiel trieben, welches darin bestand, dass zwei mit Stöcken und Stangen bewaffnete Parteien im Gewoge sich mit einander massen. Dieses Spiel, wie den daran geknüpften Schmaus, nannte man *hirzen* oder *kolben* (4). Diese Bedeutung des Hirzens als eines Kampfspieles hat schon das bekannte Glossar von Scherz-Oberlin gegeben, es aber nur auf einen

(1) Stalder, Schweiz. Idiotikom, Aarau, 1812, II, 45.
(2) Lütolf, a. O , S. 563, 565.
(3) Rochholz, Alem. Kinderlied, Lpz. 1857, S. 484.
(4) Scherz-Oberlin, Gloss. I, 676.

Kampf mit Speeren oder Lanzen bezogen, was jedoch eine spätere Form dieser Spiele ist. Daraus folgt, dass nicht das Schmausen, wie man allgemein Stalders schweizerischem Idiotikon nachgeschrieben hat, die Hauptsache bei dieser Festlichkeit war, *sondern der Scheinkampf mit Knitteln* (Kolben), *namentlich mit jungen, schlanken Bäumchen.* Dieser Kampf hat der Festlichkeit den Namen gegeben. Das bestätigt sich auch *etymologisch*. Das englische to hurt (1), führt auf ein angelsächsisches oder sächsisches *hürt* oder hurt, niedersächsisch horten, hurten, hörtzen (2), was althochdeutsch hürz oder hirz lauten müsste. Dies althochdeutsche *hirzen* hat sich nun bis heute im Elsass und der Schweiz erhalten, während die ältere niederdeutsche Zwillingsform *hurt* sich in den deutschen Wörtern hurten, hurtieren, *hurdîren*, was soviel heisst, als mit einem Stosse losrennen, wie endlich in dem französischen heurter, und dessen später zu besprechenden Formen, mit Abwerfung des h in dem italienischen *urtare*, wiederfindet. Einen weiteren Hintergrund aber gewinnen die Wörter *hurt, hurten, hirz, hirzen,* und die davon in die romanischen Sprachen übergegangenen Formen dadurch, dass sie sich mit dem im keltisch-kymbrischen Dialekt aufbewahrten *hwrdth* (spr. hurdth), das ist Stoss, und dem davon abgeleiteten *hyrdhu*, d. h. schlagen, stossen, nahe berühren (3). Und da gereicht es dieser Erklärung zur willkommenen Bestätigung, dass das, was diese Wörter bezeichnen, den Scheinkampf als Spiel bei den grossen Jahresfesten, sich durch ganz Europa bei allen verwandten arischen Stämmen nachweisen lässt. Es sind die ältesten Spiele, von denen uns durch eine allgemeine Vergleichung derselben überhaupt Kunde zu Theil wird, Spiele, aus denen sich bezüglich der späteren höheren Stände die Tourniere, bezüglich des Bürgerthums die Mairitte und Schützenfeste, bezüglich der Landbevölkerung eine Reihe ähnlicher Bildungen entwickelt haben, namentlich auch, mit neu untergelegtem Sinne, das s. g. Todtaustragen, die Spiele zwischen Winter und Sommer, der Sommergewinn u. a. m. Aus diesen und ähnlichen Spielen und dramatischen Aufführungen haben sich später die s. g. volksthümlichen Fastnachtsspiele entwickelt, denen die Kirche ihrerseits dramatische Aufführungen entgegensetzte, um jene zu verdrängen.

Verweilen wir zur Bestätigung des Gesagten noch einen Augenblick bei den uns hier näher interessirenden ländlichen Spielen zur Fassnachtszeit.

(1) Gesprochen etwa wie : hôrrt.

(2) Schmeller-Fromman, BWB, I, 1172.

(3) Vgl. Diez, Wb. d. rom. Spr., Bonn, 1869, I, 369, u. Schade, Alt. Wb², 434.

Dass solche Spiele bei den Bauern Ausgangs des Mittelalters und später vielfach in Deutschland vorkamen, ist bekannt. Anstatt vieler Beispiele möge hier nur der Gebrauch zu Feldkirch in Vorarlberg erwähnt werden, welcher zeigt, wie sich die Sitte der alten Scheinkämpfe im Laufe der Zeit umgeformt hatte. Die Feldkircher feierten jährlich auf Fassnacht einen grossen *Hirsschmaus*. So gab die Stadt im Jahre 1539 eine solchen Schmaus, und lud nach alter Gewohnheit die ganze Jugend des Landes darauf ein. Es erschienen dabei 2200 Burschen, sämmtlich gerüstet mit hölzernen Waffen, und zogen mit Butzenfähnlein und Spielleuten wohlgeschaart in die Stadt ein. Bei der folgenden Musterung erhielt jeder sein Mutschenbrot ausgetheilt, aber zum gemeinsam verzehrten Hirsebrei brauchte man für sie dreizehn Kessel und drei Saum Milch. Alles Volk hielt dafür, dass wenn man dies thue, ein *fruchtbarer Jahrgang* jederzeit die Folge hievon sein werde (1).

In Italien, England, Flandern, Frankreich nannte man diese Spiele *Behurt*, ein Wort, das in zahlreichen dialectischen Formen vorliegt; das ihm zur Seite stehende Verbum heisst *behourder*. Dies Wort ist von dem deutschen *hurten* gebildet mit dem Präfix *be*, so dass behurten stark, kräftig schlagen, stossen bedeutet. Das Behurdiren muss also in Flandern und Frankreich so allgemein unter der Stadt- und Landbevölkerung bekannt gewesen sein, dass in zahlreichen Urkunden von der Mitte des dreizehnten Jahrhdts. an der erste und zweite Fastensonntag, namentlich aber jener als « dimanche du behourdi » bezeichnet wird. Bei diesem Behurdiren giengen Bürger und Bauern zu jener Zeit in freiem Felde aufeinander los mit Knitteln, Stöcken oder Stangen in den Händen. Als Waffen nahm man z. B. kleine weisse abgeschälte Linden (2). Aus diesen Spielen, wobei man in Scharen gegen einander traf, entwickelte sich für die höheren Stände ein Reiten von Schar gegen Schar. Dies war das rittermässige Behourdiren, das in Deutschland unter dem Namen Buhurt gekannt und geübt wurde. Dabei traten an die Stelle der Stöcke die rittermässigen Lanzen. An demselben ersten Fastensonntage brannten aber auch die Frühlingsfeuer. Sie hiessen in verschiedenen Provinzen Frankreichs ebenfalls Behourdi. Im Departement du Nord (Flandern) nannte man in verschiedenen Dörfern des Arrondissements Avesnes diese Feuer Behourdi oder Bonhourdit, ebenso

(1) Sebastian Münsters Cosmographei (Basel, 1567), bei Rochholz, AKL. 485.

(2) Es lässt sich nunmehr, wie ich meine, auch die bekannte Stelle im Ind. superst. vom Jahre 745 (Synode zu Lestines) deuten: De pagano cursu, quem yrias nominant, scissis pannis vel calceis. Ich lese: statt yrias: (h)yrtas, u. statt calceis: taleeis (f. taleis). Die weitere Ausführung anderwärts.

diejenigen, welche sie in der Hoffnung, dadurch einen grösseren Ernteertrag zu erzielen, angezündet hatten. An einem Orte des genannten Arrondissements machten die Kinder diese Feuer in den Obstgärten an, entzündeten daran Fackeln, schlugen mit ihnen beim Fortgehen den Stamm der Obstbäume und riefen dabei « bourdit, bourdit! des puns (pommes) et poires po querées » (für den Obstgarten). An anderen Orten steckte man ein brennendes Strohbündel in die Zweige der Obstbäume. In der Picardie nannte man das « behourder un arbre ». Am liebsten nahm man hiezu einen grossen Obstbaum. Eine grosse Schaar der Dorfbewohner war bei dieser « bourdis » genannten Ceremonie anwesend, welche alte Bauern noch selbst mitgemacht haben. Wer das that, konnte sicher sein, dass die Bäume das Jahr hindurch von Ungeziefer frei sein würden. An andern picardischen Orten (Somme) machten die jungen Leute Stoppelfeuer auf den Feldern und tanzten um sie herum, indem sie riefen: « Bouhour, bouhour! Saint-Christophe, envoyez-nous des pommes grosses et des cafignons pour meinger dins l' séson (pour manger dans la saison) ». An einem Orte im Departement Tarn (Languedoc) liefen die Kinder durch die Strassen mit brennenden Besen, was man « faire le behourdis » nannte (1).

Wir sehen hier die Feuer in Beziehung gesetzt mit dem Garten- und Feldbau: man wollte durch die Feuer eine günstige Ernte erzielen. Dasselbe wollte man nun auch erreichen durch die Scheinkämpfe, wie uns das mehrfach ausdrücklich für die Schweiz und Deutschland bezeugt ist.

So dürfen wir also wohl schliessen, dass das Hirzen im Elsass am Hirzmontage, der davon seinen Namen trägt, ebenfalls diese Bedeutung gehabt haben muss. Das führt uns nunmehr noch einmal auf den Namen Hirschmontag zurück. Zunächst bezüglich der Erklärung des Namens.

Man könnte meinen, der Name Hirschmontag lasse sich entweder mit dem Thiernamen « Hirsch », oder mit dem Namen der Feldfrucht « Hirse » in Verbindung bringen, zumal da aus dem hochdeutschen Thiernamen hiruz, hirez, hirz, *Hirsch*, und aus dem altdt. Feldfruchtnamen hirsi und hirso, miteldt. hirs und hirse, ebenfalls *Hirsch* geworden ist. Die Erbreiterung der auslautenden Zischlaute z und s zu sch tritt jedoch erst zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf. Wir hätten es also für frühere Zeiten mit einem Hirzmontag und Hirsmontag zu thun. Dass das Volk nun, wenn es von Hirsmontag spricht, dabei

(1) Du Cange-Henschel, Gloss., u. Godefroy a. O.

an Hirse denkt, ist gewiss. Es hat das seinen Grund darin, dass an diesem Tage Hirsebrei als Festgericht gegessen wurde. Hirse-Gerichte waren aber in ganz Deutschland, wo Hirse gebaut wurde, Fastenspeise. Namentlich galt die Hirse den Armen als bessere Speise. « Daher findet man wiederholt Verordnungen, auf festliche, freudige Tage mit Hirse aufzuwarten », die sich aber keineswegs nur auf den Montag oder Dienstag nach Invocavit beschränkten, sondern an beliebigen festlichen Tagen des Jahres stattfinden konnten, z. B. am Verenentag, am Vorabend der vier Hauptfeste und andern Tagen. Es hat also das Hirse-Essen am Montag und Dienstag nach Invocavit nichts besonders an sich. Von der Hirse konnte demnach der Hirsmontag nicht benannt werden. Auch nicht nach dem Hirsche, da er in keine Verbindung mit jenem Tage gebracht werden kann. Demnach bleibt die von uns gegebene Erklärung des Hirzmontags als richtig bestehen. Der Name dieses Tages ist auch nicht aus Frankreich herübergekommen, was der echt deutsche Name *hirzen* schon allein anzeigt. Das speziell, auch für unsere Gegenden, diesen Tag Auszeichnende waren die Scheinkämpfe, die wir in weitester Verbreitung für den Beginn der Festzeit nachgewiesen haben.

Diese Kampfspiele sind ihrem ursprünglichen Sinne nach dramatische, zauberwirkende Nachbildungen von Naturvorgängen, die man sich nach Analogie menschlicher Verhältnisse vorstellte. Wie heute noch in fast jedem Dorf nicht zwei gleich starke Burschen neben einander existiren können, sondern einer im Ringkampf sich als der stärkere erweisen muss, wie nach den Traditionen und Erzählungen des Alterthums zwei Helden sich regelmässig mit einander um den Siegespreis messen müssen, so übertrug man auch diese menschlichen Verhältnisse auf gewisse Naturvorgänge. Die Schar der absterbenden winterlichen Dämonen wird durch die zu neuem Leben erwachte Schar der Frühlingsdämonen besiegt. Diese Vorstellung wurde sodann dramatisch durch die beschriebenen Kampfspiele nachgeahmt. Da aber der Mensch zur Unterstützung dieses Sieges das Seinige thun musste durch Opfergaben, die zur Stärkung der Dämonen dienen sollten, so waren diese, jenen vermeintlichen Naturvorgängen nachgebildeten Kämpfe, die später zu blossen Scheinkämpfen herabsanken, nichts anderes, als eine zauberwirkende, zur Unterstützug der siegenden Dämonen vorgenommene sakramentale Handlung. (1) Die Vornahme derselben *schaffte* daher den Segen für das ganze Land; sie musste also in jeder Landschaft, in jeder Gemeindemark, in jeder Hofumzäumung

(1) Vergl. z. B. das *Vince luna* des Indiculus superst. bei Grimm, Myth. II, 588.

stattfinden. Diese grosse Feierlichkeit und alle damit verbundenen Opfer, Feuer, Opfermahle wie andere Gebräuche wurden also allen Anzeichen nach und anderen Analogien zufolge (1) von grösseren landschaftlichen Verbänden an den Hauptkultstätten der einzelnen Landschaften begangen und setzten sich danach in jeder Gemeinde, in jeder Hofumzäumung (Hof mit Garten) fort. Als aber im Laufe der Zeiten der urwüchsig-naive Sinn der Kampfspiele im Volksbewusstsein zurücktrat und verdunkelt wurde, blieb zwar die alte Form bestehen, aber es wurde allmählich mit ihr ein anderer, neuer Sinn verknüpft, so namentlich der, dass die Dämonenscharen, wie die sie repräsentirenden menschlichen Kampfesscharen collectiv gefasst wurden, was zu dem Begriffe der Persönlichkeit hinüberleitete: die Parteien wurden, wie Winter und Sommer, als zwei Personen, und die einzelnen menschlichen Kampfeshelden als Vervielfältigungen des personificirten Winters und Sommers vorgestellt, welch' letztere Jahreszeit mit dem Frühling nach ältester Zeitrechnung beginnt. So war es bei Germanen, bei Slaven und Romanen (2).

Wie nun die Männer ihre Kampfspiele hatten, so scheinen auch die *Weiber* um diese Zeit ihren Tag gehabt zu haben, an welchem sie *Meister* waren. Doch entzieht sich aus Mangel an genügenden Daten die eigentliche Bedeutung dieser Festlichkeit unserer Beurtheilung. Es scheint jedoch, dass *dies Weiberfest* mit *Ausschluss der Männerwelt vor sich gieng*, worauf die Strafen deuten, die heute noch allgemein verhängt werden, wenn sich am Hirzmontag ein Mann unter dem « Weibervolk » sehen lässt, indem er sich mit Geld lösen und sich so von der Strafe loskaufen muss. Diese Festlichkeit mag ursprünglich am « Hirzzîstik » stattgefunden haben, später aber auf den Montag verlegt sein, als an diesem Tage die Kampfspiele der Männer verschwanden, oder sich nur in abgeschwächten Resten erhielten.

Früh muss aber eine Umbildung dieses merkwürdigen Weiberfestes zu einem auf öffentliche Kosten veranstalteten Festmahl mit Sittengericht über die Männerwelt eingetreten sein, bis auch dieses entartete und in Verfall gerieth.

Es wurde schon bei Schilderung der Gebräuche am Schurtage, an welchem den Frauen auf öffentliche Kosten ein Festmahl gegeben wurde, auf das Richteramt einer der hiezu, wie man annehmen darf, erwählten Frau aufmerksam gemacht. Solcher Gerichte von

(1) Vgl. Erntefeste S. 115.

(2) Ueber das Winter-Austreiben in Rom (Mamurius Veturius) s. Mannhardt, FK. 297.

Weibern am Aschermittwoch und bei Fassnachtfeuern kennen wir mehrere. Es sind Reste einer uralten Feier, welche viele Jahrhunderte zurück liegt, einer Feier, die zugleich von der hervorragenden Stellung des germanischen Weibes inmitten der Männerwelt Zeugniss ablegt. Nicht minder aber muss es mit Staunen erfüllen, wie unsere germanischen Urväter bei Eroberung der Länder romanischer Zunge den dort vorgefundenen, den heimischen Frühlingsfestbräuchen ähnlichen, ja gleichen Gebräuchen den heute noch mit unzweifelhafter Sicherheit erkennbaren Stempel des deutschen Wortes aufgeprägt haben!

Noch einige Gebräuche, die hier in Betracht zu ziehen sind, knüpfen sich an den Sonntag *Laetare*.

Der Sonntag *Laetare* fällt in die Mitte der Fastenzeit und heisst im Elsass « *Mittelfasten* », ausserdem « *Jungfrau-* oder *Küchelefassnacht* ». Es werden nämlich an diesem Tage von den Jungfrauen Küchele gebacken. Mit diesem Gebäck bewirthen die Jungfrauen ihre sie besuchenden Liebsten, vorzugsweise wenn diese beim Fassnachtsfeuer, Scheibentreiben oder beim Schiessen in das Feuer ihre Namen ausgerufen haben. Sind die jungen Burschen so glücklich, eine Einladung von ihren Mädchen zum Nachtmahl zu erhalten, bei welchem man oft bis gegen Mitternacht fröhlich zusammen bleibt, so verrathen sie hier und dort schon Nachmittags den Dorfbewohnern die ihnen widerfahrene Auszeichnung, indem sie einige der ihnen verehrten Küchele an den Hüten befestigen und so im Dorf einherstolziren. Bekommt aber ein Bursch keine Küchele von der umworbenen Jungfrau, so nagelt er im Verdruss hierüber « Küchele von Rüben » an die Thüre oder an den Fensterladen ihrer Behausung (1). Findet dagegen eine Jungfrau keine Abnehmer, so sagt man, z. B. in Isenheim, sie müsse die Küchele am Montag nach dem nahen Gebweiler zu Markte tragen. Weiss man aber, dass ein Frauenzimmer eine geheime, unerlaubte Verbindung mit einem « Mannskerl » unterhält oder unterhalten hat, so streut man « geschnittenes Stroh », wie ähnlich in Norddeutschland den Heckerling oder Hexel, von der Wohnung des Mädchens bis zu der ihres Liebhabers (2).

Mit Ausnahme des letzteren Brauches sind diese Gewohnheiten jüngere Anwüchse, die sich von selbst erklären. Anders dagegen ist es mit folgenden Bräuchen, welche sich von dem Hirzfeste lösgelöst und sich an den Lætare-Sonntag geknüpft haben.

Am Sonntag Laetare wird zu *Rixheim* bei Mülhausen ein Knabe in

(1) Bergholz bei Gebweiler.

(2) Z. B. in Kienzheim b. Colmar; Oberhergheim, Kreis Gebweiler. — Ueber die Bedeutung dieses Brauches s. Mannhardt, BK, S. 165.

Stroh gehüllt, der eine Ruthe von Dornen in der Hand hält. Zwei andere Knaben gehen mit ihm von Haus zu Haus und singen dabei :

Hit isch Mittelfasta,
Ma stellt das Licht in Kasta.
Wia d'r Winter isch so kalt,
Drei rothe Rösla vor dem grüana Wald.
Gan îs nur a Bîera (Birne),
D'r warda nit verwirra.
Gan îs nur a Zwatschka (Zwetsche).
D'r warda nit verratschka.
Gan îs nur a Pfluma,
D'r warda nit versüma.
Gan îs nur an Ei.
Und wenn d'r uns kai Ei gan,
So müass ech d'r Iltis d'Hiahner hola !
Hitzgira gump (= spring) uf !

Bei diesem Ausruf springt der in Stroh Gehüllte in die Höhe, so dass die Glöckchen, welche an dem Stroh befestigt sind, klingen.

Auf denselben Tag singen zu *Oberhergheim* (Kreis Gebweiler) Gaben sammelnde Knaben, die in Stroh gehüllt sind und *Hirtzgiger* heissen, folgendes Lied :

1. Hit isch Mittelfaschte !
Sie wure n'îs (1) Küchle bache !
Güeter Wind, der geht so kalt,
Drei Rösle vor dem grüene Wald !

2. M'r höre die Messerle gîge (= wetzen, schleifen),
Sie wäre n'îs Brot abschnîde,
Gueter Wind u. s. w.

3. M'r höre die Pfanne krache,
Sie wäre n'îs Küechle bache !
Güeter Wind u. s. w.

Erhalten die Sänger keine Gaben, so singen sie :

4. Trete n'üs, schaue n'üs (= hinaus),
Schaue n'unsere *Hirzegîger* üs !
Der *Hirzegîger* (2) isch e selige Mann,
Eier un Anke müess er han (= haben).

(1) Für : uns. Ueber das pleonastische n' = en, in, s. meine Weinachts-, Neujahrs- und Drei-Königslieder aus dem Ober-Elsass, Colmar bei Barth, 1884, S. 9, Anm. 1.

(2) Der *Hirzegîger* ist hier, wie man an Ort und Stelle sagt, der *Strohmann* (einer der Knaben).

5. Wenn ihr îs (= uns) ke Eier wollt gä (= geben),
   Müess îh (= euch) der Marter (= Marder)
   [d'Hianer näh (= nehmen),
   Güeter Wind u. s. w.

6. Wenn ihr îs ke Anke wollt gä,
   Müess îh d' Küeh ke Milch mê gä.
   Güeter Wind u. s. w.

7. Wenn ihr îs denn ke Mehl wollt gä,
   Müess îh d'r Acker ke Frucht mê gä!
   Güeter Wind u. s. w.

8. Wenn ihr îs denn gar nichts wollt gä,
   So müess îh der *Hirzgîger d' jüngst Tochter näh!*

Diese zwei Lieder bieten einige Schwierigkeiten dar. Zunächst ist zu bemerken, dass in Rixheim das Fassnachtsfeuer am Sonntag Invocavit stattfindet, dass es dagegen in Oberhergheim auf denselben Tag in früheren Jahren stattfand. Ferner ist zu beachten, dass *Rosen* und ein *grüner Wald* auf Mittfasten, also im Monat März, schwerlich schon vorkommen, am allerwenigsten im « Winter, der so kalt ist ». *Rosen* und der *grüne Wald* begegnen häufig in Mailiedern. Es scheint demnach, dass diese Lieder Verse aus solchen Liedern enthalten, die zu späterer Jahreszeit gesungen wurden. Sodann ist der in Stroh gehüllte Knabe mit der Dornruthe (Rixheim) eine merkwürdige Figur. Eine Ruthe dient zum Schlagen, auch zum Züchtigen. Wer sollte damit getroffen werden? Vielleicht giebt uns darüber der Name *Hitzgira* und *Hirzegîger* Auskunft.

Hitzgira ist augenscheinlich eine Corruption für das verständlichere *Hirzegîger*, und diese Form muss für *Hirzgîge* stehen. Im Mittelhochdeutschen wird durch « Giege » ein *Geck* oder *Narr* (1) bezeichnet. Ja, das Wort Geck ist mit dem Substantiv *Giege* und dem Verb *giegen* = äffen, sehr nahe verwandt: *Geck* hat sich mit *Giege* aus einem uralten Stamme *gag* (sich gaukelnd bewegen) entwickelt (2), gleichviel ob diese Bewegung mit einem Messer, oder an einem Musikinstrumente (Geige) vorgenommen wird, oder — ob ein Mensch sich in gaukelnde, d. h. tanzende Bewegung setzt.

(1) Schmeller-Frommann, BWB., I, 879, 883, 884, 1201; Weigand, d. Wb., I, 399; Lexer, Mhd. Wb., I, 1010.

(2) Grimm-Hildebrandt, Wb. IV, 1, 1, S. 1143, 1916; IV, 1, 2, S. 2568. Lexer, I, 1014. Diez, Wb. d. rom. Spr.[3] I, 212: Das aus dem Deutschen ins Romanische übergegangene giga, gigue, Geige, ist ein *Tanz mit Musikbegleitung.*

Die Hirzegîger, deren Bedeutung man heute im Elsass vergessen hat — man denkt offenbar volksetymologisch dabei an einen Geiger — enthüllen sich demnach als echte *Hirzegîge*, d. h. ursprünglich als Theilnehmer an dem früher besprochenen *Hirzen*, und wir sehen hier nochmals recht deutlich, dass das Hirzen kein Schmausen war, sondern ein Wettspiel, ein Wettlauf, wobei die Parteien in tanzender, springender Weise gegeneinander zogen, Ruthen oder Stäbe in Händen, eine Festlichkeit, die, wie bereits früher angedeudet, schon im Jahre 745 auf der allgemeinen Synode zu Lestines (im Hennegau) als heidnisch bezeichnet wird. Die Theilnehmer dieser durch ganz Europa gehenden Festlichkeiten sind in hochdeutscher Form die *Hirzegîge*, die in späteren Zeiten zu *Hirznarren*, wie die Gîge zu *Gecken* geworden sind, zu bunten Fassnachtsnarren, aber nicht immer, wie das Kriegsgesindel der *Armen Gaecken* (Jecken) beweist (1439).

Die Theilnehmer an dem Hirzfeste sammeln unter Anführung eines Bevorzugten, « der ein seliger Mann » genannt wird und für diesen, Gaben ein. Es scheint, als ob diese in Stroh gehüllten Sammler ursprünglich zu der Partei gehört haben, welche die winterlichen Vegetationsdämonen symbolisch darstellen sollten — daher auch die Umhüllung von Stroh, dem Sinnbild des erstorbenen, vegetativen Lebens, daher auch die Ruthe von Dornen. Ihrer Rolle gemäss scheinen sie für die Geber der Gaben nur Drohungen, aber keinen Dank, keine Wünsche gehabt zu haben. Man darf weiter vermuthen, dass die Theilnehmer der siegenden Partei in immergrüne Sträucher und Pflanzen gehüllt die Festgaben sammelten und mit Stäben in den Kampf zogen aber, wie jene, in irgend einer Weise maskirt oder im Gesicht geschwärzt waren (1). Ihrer Rolle gemäss konnten sie auch um Gaben bitten aber den Gebern das *Heil* anwünschen. Das geschieht heute noch auf Mittfasten (Laetare) zu ***Biederthal***, einem sundgauischen Dorfe an der Schweizer Grenze. Zwei junge Burschen gehen maskirt oder mit geschwärzten Gesichtern, bis auf die Füsse ganz in Stroh eingewickelt, Gaben sammelnd von Haus zu Haus. Andere Burschen in gewöhnlicher Kleidung begleiten sie. Der Anfang des dabei gesungenen Liedes lautet :

Hüt isch Mittelfaschte,
Mir traten in die Lachi !
Hêlant di lais.
Wenn dir eis kei Mahl (Mehl) wollt gä,
Soll eich der Ack'r kei Korn mê gä
Hêlant di lais.

(1) Siehe darüber, Erntefeste, S. 577 ff., u. S. 617 ff.

Ich habe diese Strophen schon anderweitig und vollständig mitgetheilt (2) und theilweise erklärt. Die zu einer Genossenschaft (lachi) gehörigen Gildegenossen sammeln für Kultuszwecke Gaben, mit *Heil und Bitte* (hêl anti lais) ihren Gesang beginnend. Leider meldet uns das Lied nicht mehr ganz, worin das Hêl-sagen (ahd. hêlisôn) bestand. Der Begriff hêl drückte zugleich einen Segenswunsch und eine Strafandrohung aus (salus u. omen). Die letztere ist noch in dem Liede enthalten, aber der Segenswunsch fehlt. Doch wissen wir aus anderen Liedern, wie etwa beides lautete. Zur Neujahrszeit wünschen die Gabensammelnden zu Kaysersberg der Herrschaft und ihrer ganzen Familie auserlesenes Essen und Trinken in goldenen Gefässen und einen goldenen Wagen, um damit in den Himmel zu fahren, aber einen feurigen Wagen, um in die Hölle zu fahren, wenn sie keine Gaben erhalten (1). Es ist dieser Wunsch bereits christlich gefärbt; allein eine heidnische Vorstellung liegt doch darin. In der heiligen Weihnachts- und Neujahrszeit steht die Zeit still, die Ewigkeit ragt in die Zeitlichkeit hinein, man kann die Zukunft schauen und was man wünscht, wird wahr. Der höchste Wunsch ist, ohne Arbeit von den köstlichsten (goldenen) Gefässen, und einem Tische, der sich selbst deckt, die herrlichsten Speisen und Getränke zu geniessen. Solcher Art Wünsche liessen sich an den Hauptfestlichkeiten des Jahres vernehmen und sie haben bis heute ihr altes Recht behauptet trotz aller Auswüchse und Polizeiverbote. Auf ein richtiges Maas beschränkt, soll man diese und andere, nun zum Spiel der Jugend gewordenen Gebräuche, so viel davon noch die Ungunst der Zeiten durchdauert hat, zu erhalten suchen: denn volksthümlicher Brauch und alte ererbte Sitte gehören auch mit zu den Bedingungen eines gesunden Volkslebens.

Dass derlei alte Gebräuche aus heidnischen Zeiten stammen, — was hat das auf sich? Diese heidnische Bedeutung derselben kennt das Volk nicht mehr. Aber mit ihnen hat sich längst christliche Sitte und christliche Zucht verbunden: diese zu pflegen ist von nöthen. Würde man die Volksfeste und die sich daran lehnenden Gebräuche mit voreiliger Hand beseitigen, was würde man an deren Stelle zu setzen vermögen? Die Antwort ergiebt sich jedem Denkenden von selbst.

(2) S. diese *Revue*, 3. Jahrg. N° 3 (1883).

(1) S. meine Weinachts-, Neujahrs- u. Drei-Königslieder aus dem Ober-Elsass, S. 15—18.

In dem Vorstehenden sind die hauptsächlichsten, mir bis jetzt bekannt gewordenen Fassnachtsgebräuche geschildert, welche heute noch in Elsass-Lothringen vorkommen. Eine genaue Statistik derselben von Ort zu Ort zu geben, wurde nicht beabsichtigt, ebensowenig wie eine eingehende Erläuterung aller dieser Gebräuche: es muss das einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Der Zweck dieser Darstellung war, in heimischen Kreisen Interesse für meine Sammlungen von Sagen, Sitten, Gebräuchen und Volksmeinungen in Elsass-Lothringen anzuregen und neue Freunde zur Erreichung dieses Werkes zu gewinnen, zu welchem Ende gedruckte Fragebogen jederzeit zur Verfügung stehen. Aber auch weiteren Kreisen dürften diese Zeilen manches Neue bieten — die denn hiemit dem geneigten und nachsichtigen Leser bestens empfohlen sein mögen!

Colmar, im März 1884.

Dr H. Pfannenschmid.



Weihnachts-,
Neujahrs- und Drei-Königslieder
aus dem Ober-Elsass.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr HEINO PFANNENSCHMID

Archiv-Director.

COLMAR

VERLAG VON E. BARTH.

1884.



Weihnachts-,

Neujahrs- und Drei-Königslieder

aus dem Ober-Elsass.

Gesammelt und herausgegeben

von

D[r] HEINO PFANNENSCHMID

Archiv-Director.

COLMAR

VERLAG VON E. BARTH.

—

1884.

AUS DER REVUE NOUVELLE D'ALSACE-LORRAINE
3. Jahrgang, N° 8. — Januar 1884.

Weihnachts-, Neujahrs- und Drei-Königslieder

aus dem Ober-Elsass.

In Nachstehendem gebe ich einige *Weihnachts-*, *Neujahrs-* und *Drei-Königslieder* aus dem Ober-Elsass (1), genau so wie ich dieselben an Ort und Stelle aufgezeichnet habe, oder wie sie mir von Ortseingesessenen in dankenswerther Weise schriftlich mitgetheilt worden sind. Diese Lieder, welche heute zum Zweck des Gabeneinsammelns von Knaben und Mädchen vor oder in den Häusern der Landleute gesungen werden — in den Städten kömmt diese Sitte meist ganz ab — sind mehr oder weniger vollständig erhalten, grösstentheils aber im Laufe der Zeiten sehr verstümmelt worden. Gleichwohl erkennt man auch so noch eine grosse Aehnlichkeit derselben, die durch die Thatsache noch interessanter wird, dass Lieder gleiches Inhaltes oft bis zu wörtlicher Uebereinstimmung sich in ganz Deutschland verbreitet finden. Dieser auffallende Umstand ist bis heute noch nicht genügend aufgeklärt worden. So viel Material neuerdings auch in diesem Betracht veröffentlicht worden ist, so ist jeder Beitrag aus den einzelnen Provinzen und Ländern deutscher Zunge willkommen zur Lösung dieser Frage. Aus diesem Grunde veröffentliche ich hier einige dieser Lieder, daran die Bitte knüpfend, dass doch alle diejenigen, welche für das Volksleben Herz und Verständniss haben, mir für meine Sammlung derartige Lieder im Volksdialekt, wo möglich mit den dazugehörigen Melodien, aufzeichnen und zusenden möchten (2). Erst wenn diese und andere, den verschiedenen Festzeiten des Jahres angehörigen Lieder in möglichst grosser Zahl aus Elsass-Lothringen vorliegen, wird es an der Zeit sein, die weitere Frage nach ihrer Herkunft, Verbreitung und Bedeutung in die Hand zu nehmen. Davon ist hier aus diesem Grunde Abstand genommen, und nur gelegentlich eines Liedes, das besonderes Interesse erregt, hinsichtlich seiner weiten Verbreitung eine Ausnahme gemacht worden. Bemerk-

(1) Dieser Separat-Abzug aus der *Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine*, Januar-Heft, Colmar 1884, S. 443-464, enthält einige Berichtigungen und Zusätze.

(2) Auch für andere Aufzeichnungen, welche Bezug haben auf Sagen, Sitten, Gebräuche und Volksmeinungen in Elsass-Lothringen, werde ich sehr dankbar sein. Als Anleitung hierzu habe ich besondere Frage-Bogen drucken lassen, die ich auf Wunsch gern zur Verfügung stelle.

ungen sind daher auch nur dann beigefügt, wenn dies das unmittelbare Verständniss erforderte.

Es mögen nun die Lieder selbst folgen. Die französischen Lieder sind zum Theil in dem Patois der betreffenden Ortschaften gegeben, die deutschen in dem vielfach mit hochdeutschen Wörtern gemischten elsässischen Dialekt oder auf hochdeutsch, so wie sie gesungen werden oder früher gesungen wurden.

I. Weihnachtslieder.

1. Buchsweiler bei Pfirt, Kr. Altkirch.

Mitgetheilt vom Herrn Lehrer E. Schibi.

Lied, das früher von Armen gesungen wurde.

Es ist zugleich auch Neujahrslied und scheint auf die Zeit zurückzuweisen, wo auf Weihnacht der Jahresanfang fiel. Uebrigens wurden die meisten der Lieder dieser Sammlung nicht gerade immer auf Weihnacht, Neujahr oder Drei-Königstag (6. Jan.) gesungen; man hörte sie vielmehr in der Zeit der *Zwölften* (von Weihnacht bis Drei-Königstag) überhaupt.

1. Wir chäme jo do am Obe so spot,
Wir wünschen euch Alli e neues güets Johr!
E neues güets Johr vom Himmel verleiht,
Das uns Gott der Vater im Himmel verzeiht. (1)
Maria, die Jungfer rein,
Hat uns geboren ein Kindelein,
Ein Kindlein aus der Jungfrau Schoos.
Wir wünschen euch Alli e neues güets Jahr!

2. Der Joseph zog sein Hemmelei aus,
Maria schneidet dem Herrn Jesus drei Windelein draus.
Sie wicklen ihn in's Windelei ein
Und trage'ne vor's Ochs- und Eselein,
Vor's Eselein aus der Jungfrau Schoos.
Wir wünschen euch Alli e neues güets Johr!

(1) Offenbar corrumpirt aus: E neues güets Johr, eine fröhliche Zeit, die uns Gott Vater vom Himmel verleiht.

2. Ein anderes Lied, das man früher daselbst sang, lautete :

1. Wohl Mitts in der Nacht,
Die Hirten erwacht.
Die englischen Stimmen
Das Gloria singen,
Die englische Schaar.
Geboren Gott war.

2. Die Hirten im Feld,
Die laufen so schnell,
Bloss können sie schnaufen,
Vor Rennen un Laufen,
Der Hirt und sei' Büe
Dem Krippelein züe.

3. O Mutter sieh an !
Was finden sie dann ?
Ein herziges Kindelein
In schneeweissen Windelein
Und zwischen zwei Thier,
Ochs und Eselein allhier.

4. O Vater sieh an !
Die Mutter ist arm !
Sie hat kein Pfännelein,
Um zu kochen dem Kindelein,
Kein Mehl und kein Salz,
Kein Brot und kein Schmalz.

5. Ihr Hirten heraus,
Wir wollen nacher Haus,
Um etwas zu holen
Dem Kindlein zu kochen.
Kommt alle hierher
Komm keiner nicht leer !

6. O Vater Howald (1),
Wie isch es so kalt !
S'müess einer verfrîere
Un si Lebe verlîere !
Wie geht es der Wind,
Mich dauert das Kind !

(1) Was « Vater Howald » bedeutet, weiss man an Ort und Stelle nicht mehr.

3. Illfurt, Kreis Altkirch.

Mitgeth. vom Herrn Lehrer SIGFRIT.

Am Abend des 24. Dezember (Wîehnachtsnâcht) gehen die jungen Knaben vor die Häuser und singen:

1. Mîtten în der Nacht,
   Hîrten gebet Acht!
   In de Lîfte her i klinge,
   Das Gloria sînge
   Ein englische Schâr;
   Geboren Gott war.

2. Die Hirten im Feld
   Zerrissen ihr Zelt.
   Vom Renne und Läufe
   Kann keiner mehr schnäufe;
   Der Hîrt und der Büè
   Dem Krîppelein züè.

3. Ach Gott erbarm,
   Wie îsch d'Müèter so ârm!
   Sie hat jo kein Pfännelein
   Zu kochen dem Kindelein,
   Kè Butter und kè Salz,
   Kè Anke (1) und kè Schmalz.

4. Sie möcht jo verfrîère,
   Das Labe rischkîère,
   Vor Kälte und Wind
   So traurig das Kind.
   Im Himmel dort obe
   Wollten wîr s'Kindelein sehr lobe

4. Largitzen, Kr. Altkirch.

Nach eigener Aufzeichnung.

1. Wohl Mittle in der Nacht,
   Die Hirten aufwacht,
   Die himmlische Stimme,
   Das Gloria singe,
   Dass Gott geboren war.

(1) *Anke*, masc., ahd. anco, die Butter, elsäss. der Butter.

2. Die Hirten im Feld,
   Die renne so schnell,
   Vom Renne und Laufen,
   Kann's keiner erschnaufen,
   Im Krippelein züe,
   Der Hirt und sein Büe (Bube.)

3. O Vater schau â (an),
   Was finden wir da,
   Ein schönes klei Kindelein,
   Inzwischen zwei Windelein,
   Inzwischen zwei Thier,
   Ochs, Eselein allhier.

4. Die Mutter ist arm,
   Sie hat ja kein Pfännelein
   Zu kochen dem Kindelein,
   Sie hat ja kein Salz,
   Kein Mehl und kein Schmalz.

5. Niedersept, Kreis Altkirch.

Mitgeth. vom Herrn Lehrer Behr.

1 Abends in der Nacht
Ihr Hirten gebet Acht,
In der Luft hör ich klingen,
Das Gloria singen,
Eine englische Schaar,
Geboren Gott war.

2 Die Hirten im Feld,
Verliessen ihr Zelt,
Sie können nicht schnaufen,
Vor Rennen und Laufen.
Der Hirt und sein Büeb
Dem Krippelein züe.

3 . Die Mutter ist arm,
Dass Gott sich erbarm,
Sie hat ja kei Pfännelein,
Zu kochen dem Kindelein,
Kei Brod und kei Salz,
Kei Mehl und kei Schmalz.

6. Pfetterhausen, Kr. Altkirch.

Mitgeth. vom † Lehrer Jos. KAUFFMANN.

1. Es isch a Kindlei gebora zu Bathlehem,
   Hier liegt es in dem Krippelein,
   Zwischa zwei Oechselein und Eselein,
   Es ka Gott der Herr wohl sein.

2. Si Müater isch a reini Magd,
   Die ohe ein Mann geboren hat,
   Die Schlange ihn nicht vergiften kann,
   Ist worden uns Blut und Sinn,

3. Damit uns mache gleich
   Und wieder bracht zu Gottes Reich.
   Gelobt sei die heilige Weihnachtszeit
   Vo' nun an bis in Ewigkeit!

7. Kaysersberg, Kr. Rappoltsweiler.

Nach eigener Aufzeichnung.

Am Christabend, um 8 Uhr, singen Knaben und Mädchen, oft noch zwanzigjährige, von Haus zu Haus ziehend und Gaben sammelnd, folgendes Lied: (1)

1. Drei König mit ihrem Sternen,
   Sie krachen die Nussen und essen die Kernen,
   Sie reissen (= reisen) mit en ander der Berg hinauf (2),
   Sie sehen ein Sternlein ober dem Haus.

2. Sie reissen mit en ander in das Haus hinein.
   Sie finden das Kind Jesus im Krippelein,
   Ganz nackentig und bloss;
   Maria hebt's in ihren Schooss.

3. Der Joseph zieht sein Hemdelein aus,
   Und schlenzt (= verreisst) i'm Kind eine Windel draus.
   Der Joseph wickelt's in die Windel hinein,
   Und träits vom Ochs zum Eselein.

(1) Der Anfang gehört einem Drei-Königsliede an; der übrige Text einem Weihnachtsliede.

(2) *Der Berg hinauf; der* ist der bekannte Accusativ.

4. Der Joseph nimmt das Pfännelein
Und kocht in dem Kind (1) ein Müselein.
Und wenn's das Müselein g'ssen hat,
So sieht mer unser Herr Jesus er war.

Wenn man eine Gabe erhält, so singt man wie zu Neujahr (S. 17), oder man sagt auch wohl scherzhaft :

Ich wünsche Ihnen Glück,
Und ein Bangel (d. i. Knüppel) in's Gnick.

8. Ottendorf (Courtavon), Kr. Altkirch.

Mitgeth. vom H. ARMAND HUMBERT.

In *Ottendorf* (Courtavon) wurde früher am *Weinachtsabend* von Knaben und Mädchen vor den Häusern der Bauern das folgende Lied im dortigen Patois, dem die modern franz. Uebersetzung beigefügt ist, gesungen. Die Sänger und Sängerinnen empfingen dafür Geldgaben, welche sie danach im Wirthshause, wo getanzt wurde, verzehrten.

1. Ecoutai, Jeanne, maimie,
Tschainçenate novelle,
Ça les aingâttes di cie
Que tschaintant yo bellâtes,
Tschaintant tò gloria,
Pair ensoine, alleluia,
Gloire éternelle,
Paix deschus lai tierre.

2. E s'en vinrent promenai,
Détschu ses yueus sombres,
Lai vou lo Messie a veni à monde,
E merchant pò lo trovai;
E Bethléem è l'a né,
Dèdain aine étale fraide,
Entre lò bue et l'aine.

1. Ecoute, Jeanne, mamie,
Voici chanson nouvelle
Ce sont les anges du ciel
Qui chantent leurs cantiques,
Chantent tous gloria
Par ensemble, alleluia,
Gloire éternelle,
Paix sur la terre.

2. Ils s'en vinrent promener
Sur ces lieux sombres,
Où le Messie au monde est venu,
Ils marchent pour le trouver;
A Bethléem il est né,
Dedans une étable froide,
Entre le bœuf et l'âne.

(1) *In dem Kind* ist eine eigenthümliche Ausdrucksweise, für den einfachen Dativ. Gewöhnlich hört man im Volksmund *i'm Kind.* Hieher gehören die in den folgenden Liedern sich findenden Ausdrücke : *Wir* (ursprünglich : mir) *wünsche-n-Euch* (S. 11, N° 1); *i d'r Jungfrau* (S. 14, N° 8) für : der Jungfrau ; *M'r wünsche e de Sehne,* für den Söhnen (S. 15, N° 9, Stroph. 7); *M'r wünsche i de Schrîewer* (S. 16, Strophe 9) für: den Schreibern; *Das soll en de Engel* (S. 16, N° 10 für : den Engeln; *Das soll in den Herren* (S. 17, N° 11) für: den Herren. — Man nimmt an, dass die Präposition *en, in,* woraus sich *n, e* und *i* entwickelt, in diesen Verbindungen pleonastisch stehe (s. Staub u. Tobler, *Schweizerisches Idiotikon,* Frauenfeld, 1882, Heft III, S. 290); doch ist damit nichts erklärt.

3. Hélai! que pensin vô,
Mon bai l'onchia Josai,
Dè veni vò l'oudjit
Dèdain aine étale fraide,
Vò que vòs êtes in bon chaipu,
Rebouetschié tò ses petschus;
Car l'afin grûle
Di frais quai l'endure.

3. Hélas! que pensiez-vous,
Mon bel oncle Joseph,
De venir vous loger
Dedans une étable froide,
Vous qui êtes un bon charpentier,
Rebouchez tous ces trous;
Car l'enfant grelotte
Du froid qu'il endure.

4. Merdjerite, vai t'en vouer
Tiu cacque en lai poêtsche,
Et dit yò que l'afin doue,
Que doucement ai s'aipretschin.
Ça si pe l'enchairbonnai
Que note afin fait criai,
Vais-t-en derié les âtres
Rétinrai tais bairbattes.

4. Marguerite, va-t-en voir
Qui frappe à la porte,
Et dit leur que l'enfant dort,
Que doucement ils s'approchent.
C'est ce vilain encharbonné (1)
Qui a fait crier notre enfant,
Va-t-en derrière les autres
Récurer ta petite barbe.

5. Tiain vò péserai
Per devin tschié nò,
Reveni en velle,
Nò bâtairains note afin,
Nò vò prenrain pò parrain,
Lai Mayannate
Serai lai commairate.

5. Quand vous passerez
Par devant chez nous,
Revenez nous voir,
Nous baptiserons notre enfant,
Nous vous prendrons pour parrain,
La Marie-Anne
Sera la commère (marraine).

6. Pierre è vò bin présimai
Dètschu ses jolies trasattes,
Vo vò trompai aichuriaiment,
Ça des tschainâtes d'aidjent
Que faisant glin, glinate,
Que voyant pû de cent rapes.

6. Pierre, avez-vous bien présumé
Sur ces jolies petites tresses,
Vous vous trompez assurément,
Ce sont des petites chaînes d'argent
Qui font glin, glinate,
Qui valent plus de cent rapes (2).

7. Raijiue-y son yé,
Fai-y sai sopate,
Si paipai quai-y-ai pêli
Sai lò trò tschà,
Soueche-y.
Tschainte-y tai tschainsenate,
Doue, doue, mai poeure airmate.

7. Prépare-lui son lit,
Fais-lui sa petite soupe,
Cette bouillie qui est par-là,
Si elle est trop chaude,
Souffle-là.
Chante-lui ta petite chanson,
Dors, dors, ma pauvre petite âme.

(1) Couvert de charbon.
(2) Rappe, d. i. Rappen, frühere Geldmünze.

II. Neujahrslieder.

1. Altenach, Kreis Altkirch.

Mitgeth. von Herrn Lehrer A. BIRGY.

Wir kommen daher am Owe so spôt,
Wir winsche-n-Euch Alle e neues güetes Johr,

1. Ein neues güets Johr, e fröhliche Zeit,
Die uns Gott Vater vom Himmel verleiht,
Vom Himmel verleiht in's ewge Lawe,
Wir solle die Johre mit Freude erlawe,
Züe Bethlehem wohl in der Stadt,
Wo Maria Christkindele gebore hat,
Sie hats gebore, un das isch wohr.
Wir wünsche-n-Euch Alle ein neues güets Jahr (*bis*).

2. St.-Soseph zog sein Hemdelein aus,
Sie schneida Herr Jesus drei Windele draus,
Sie wickele Herr Jesus in d'Windele ein,
Sie tragen ihn vom Ochs bis zum Eselein,
Vom Eselein d' Jungfrau (1) en'n Schoss.
Wir wünsche-n-Euch allen ein neues güets Johr! (*bis*)

2. Buchsweiler bei Pfirt, Kr. Altkirch.

Mitgeth. vom H. Lehrer E. SCHIBI.

Man sang früher:

1. Wir komme daher am Abend so spot,
Wir wünschen euch alle ein neues güets Johr!
Ein neues güets Johr, eine fröhliche Zeit,
Wie's unser Gott Vater vom Himmel verleiht! (*bis*)

2 Wir gingen wohl über die Heide hinaus,
Wir sahen drei Sternen oben am Haus,
Wohl oben am Haus und das isch wohr,
Wir wünsche euch alle ein neues güets Johr!

3. Wir gingen wohl in das Haus hinein,
Wir fanden Herr Jesus im Krippelein.
Im Krippelein und das isch wohr.
Wir wünschen etc.!

(1) Vollständig würde es heissen: *i d'r* Jungfrau statt *der* Jungfrau.

4. Maria nahm ein Pfännelein, und kocht' ein zartes Müselein,
Und kochte ein zartes Gemüselein.
Joseph zieht das Hemdlei aus, und macht Herr Jesus Windlein draus.
Windelein, und das isch wohr.
Wir wünschen etc.!

5. Maria zieht die Horschnur (1) aus
Und macht Herr Jesus Fäschband (2) draus.
Ei Fäschband, und das isch wohr.
Wir wünschen etc.!

6. Ei neues güets Johr, ein fröhliche Zeit,
Wie's unser Gott Vater vom Himmel verleiht! (*bis*)

3. Ein anderes daselbst früher gesungenes Neujahrslied, das die Flucht Jesu nach Aegypten zum Gegenstand hat, lautete:

Joseph und Maria rein,
Sie reisten miteinander in Ægypten ein.
Ob sie Niemand wollt behalten? Ob sie Niemand konnt behalten?
Und wo sie kommen vor's reiche Mann's Haus,
Der reiche Mann schaute zum Fenster hinaus.
Maria fragt: « Könnt ihr uns nicht behalten »?
« Ach nein! ach nein! das kann nicht sein,
Die Scheure ist voller Früchte und Heu
Wir können euch nicht behalten »!
Sie gingen weiter und kommen vor's arme Mann's Haus!
Der arme Mann schaute zum Fenster hinaus.
Maria fragt: « Könnt ihr uns nicht behalten » ?
« Ach ja! ach ja! von Herzen gern!
Die Scheure ist weit, s'isch alles leer!
Wir können Euch wohl behalten ».
Es stund nicht mehr als drei Jahre lang an,
Der reiche Mann sprach: « Ach Gott erbarm,
Bin reich gewesen, jez bin ich arm,
Von unserm Gott dem Herrn »!
Der arm Mann sprach: « Gott Lob und Dank,
Bin arm gewesen, jez hab' i Allerhand,
Von unserm Gott dem Herrn ».

(1) Haarschnur.

(2) Band, womit die kleinen Kinder eingebunden werden, vom lat. fascia die Binde, fasciæ Wickelbänder für die Wiegenkinder, gothisch faskja.

4. Falckweiler, Kreis Altkirch.

Mitgeth. vom H. Lehrer J. C. Maudrux.

Arme Kinder singen :

Mir käme do her am Obe so spot,
Mir wünsche euch alle a neues güet Johr.
A neues güet Johr, a frehliche Zeit,
Das uns Gott Vater vom Himmel verleiht.

5. Füllern, Kreis Altkirch.

Mitgeth. vom H. Lehrer D. Hüber.

W'r komme doher,
Am Abend so spôt,
W'r wensche eich alle
Na güetes nei's Johr,
Die fröhliche Zeit
Das ons Gott Vater
Vom Himmel verleiht,
Inns ewige Lawa.
M'r solla dia Johra
Mit Fraide erlawa.
Zu Bethlehem
Wohl in der Stadt,
Wo Maria Kristkindele
Gebora hat;
Sie hat's gebora,
Unn das isch wohr.
Jetzt scheckt ons Gott Vater
A neie güats Johr.

6. Niedersept, Kreis Altkirch.

Mitgeth. vom H. Lehrer Behr.

Wir kommen doher am Owe so spot,
Wir wünschen euch alle ein neues guts Johr,
Ein neues guts Johr, eine fröhliche Zeit,
Die uns Gott Vater vom Himmel verleiht.
St. Soseph zog sein Hemmelein aus
Und schneid't dem Kind drei Windelein draus.
Was ich do sag und das ist wohr,
Wir wünschen euch all ein neues guts Johr.

7. Obersept, Kreis Altkirch.

Nach eigener Aufzeichnung.

1. Wir komme doher
   Am Owe so spot,
   M'r wünsche euch alle
   Ein neues güets Johr,
   Ein neues güets Johr,
   Eine fröhliche Zeit,
   Die uns Gott Vater
   Vom Himmel verleiht.

2. Bethlehem war eine schöne Stadt,
   Wo Maria Christkindlein geboren hat,
   Und das ist wohr.
   Wir wünschen euch alle ein neues güets Johr,
   Ein neues guets Johr,
   Eine fröhliche Zeit
   Die uns Gott Vater vom Himmel verleiht.

8. Ueberstrass, Kreis Altkirch.

Mitgeth. vom H. Lehrer J. Weiss.

Arme Kinder singen:

1. Wir kommen doher am Obend so spot,
   Wir wünschen euch allen ein neues Glücksjohr!
   Ein neues Glücksjohr, eine fröhliche Zeit,
   Dass unser liewa Herr Jesus im Krippele verleiht,
   Und das ist wohr.
   Wir wünschen euch allen ein neues Glücksjohr,
   Ein neues Glücksjohr!

2. Joseph zog sein Hemmelä ab
   Sie schnîeden dem Herrn Jesus drei Windelä aus.
   Maria zog ihre Horschnur (= Haarschnur) aus,
   Macht dem Herrn Jesus ein Wickelband d'raus,
   Sie wickelt ihn in Windelein,
   Sie tragen ihn vom Ochs zum Eselein
   Vom Eselein i d'r Jungfrau en'n Schoos,
   Wir wünschen euch allen ein neues Glücksjohr,
   Ein neues Glücksjohr!

9. Oberhergheim, Kr. Gebweiler.

Mitgeth. vom Herrn Schuldirector SCHORTER zu Colmar.

Man singt daselbst (halb im elsässischem Dialekt, halb hochdeutsch):

1. M'r komme daher am Abend so spat,
Und wünschen Euch alle ein glückseligs neu's Jahr!
Das edle Kind vom Himmel herab,
Gott hat uns gesegnet fürwahr!
M'r wünschen Euch alle ein glückseligs neu's Jahr!

2. Wer möcht doch dem Kindlein sein Vater auch sein?
Der heilige Josephus, der heiligste Mann.
Das edle Kind u. s. w.

3. Wer möcht doch dem Kindlein seine Mutter auch sein?
Die heilige Mutter Gottes, die seligste Jungfrau.
Das edle Kind u. s. w.

4. M'r wünsche der Madame e *goldenes Büech*,
Damit ka sie geh' dene Kirche züe,
M'r wünschen Euch alle u. s. w.

5. M'r wolle's de Madame in Ehr stande lô (= stehen lassen),
Und woll's mit dem Herre han (= haben).
M'r wünsche dem Herre e *goldene Tisch*,
Auf alle vier Ecken gebratene Fisch,
Mittle drin der Kelch mit Wein;
Der liebe Gott soll schenken ein.
Es freut sich die engliche Schaar:
M'r wünschen Euch alle ein glückligs neu's Jahr.

6. Jetzt wolle m'r de Herre in Ehre stande lô,
Und wolle es mit de Techter (Töchter) hâ.
M'r wünsche de Techter e *goldene Schnüar* (= Schnur),
Damit ziehen sie ihre Brüstlein züa,
Es freut sich u. s. w.

7. Jetzt wolle m'r de Techter in Ehre stande lô,
Und wolle's mit de Sehne hâ!
M'r wünsche e de Sehne de Rîeme in die Hand (Rieme = Peitsche),
Damit sie könne fahre sî Acker un sî Land. (1)
Es freut sich u. s. w.

(1) Den Acker fahren, d. i., den Acker pflügen.

8. M'r wünsche der Keche (1) der Bese in die Hand,
Damit ka sie kehre de Küche und der Gang.
Es freut sich u. s. w.

Folgende Strophe wurde nur vor der Schreibstube des Notars gesungen:

9. M'r wünsche î de Schrîewer die Feder in die Hand,
Damit sie schrîewe mit Weisheit und Verstand.
Es freut sich u. s. w.

10. Niedermorschweier, Kr. Rappoltsweiler.

Mitgeth. vom H. Lehrer LAAGEL.

Die Kinder singen Gaben sammelnd folgendes Lied:

1. Wir kommen daher am Abend so spät,
Und wünschen euch allen ein neues gut's Jahr.
Un das esch wohr, un das esch wohr,
Wir wünschen Euch all'n ein neues gut's Jahr.
Ein neues guts Jahr, eine fröhliche Zeit,
Wi es Gott Vater vom Himmel härab said (sagt).

2. Em Hemmel steht *a Gotter* (2) *voll Wî* (Wein),
Das soll en dë Engel ĕr (ihr) *Schloftrank sî* (sein).
Un das esch wohr etc.

3. Und Joseph zieht sein Hembeli aus,
Un schneid't d'm Kind drei Wendla draus.
Un das esch wohr etc.

11. Colmar, Kr. Colmar.

Nach eigener Aufzeichnung.

Arme Kinder singen am Sylvester-Abend, am Neujahrstage und den folgenden Tagen in den Häusern und in Wirthshäusern, das folgende Lied:

1. Wir kommen daher am Abend so spät,
Wir wünschen Euch alle ein neues Glücksjahr!
Ein neues Glücksjahr, eine fröhliche Zeit,
Das unser Gott Vater vom Himmel verleiht.
Und das war wahr, und alles war wahr.
Wir wünschen Euch alle ein neues Glücksjahr!

(1) Statt: *i d'r Keche*, der Köchin.

(2) In Colmar, Rufach etc. *Gutter*, eine grosse, mit Stroh umflochtene Flasche, vom lat. guttus.

2. Jesus liegt ganz nackt und bloss,
Maria nahm's auf ihren Schoos;
Joseph zieht sein Hemdelein aus,
Und schneid't dem Kind Jesu ein Windlein draus.
Und das war wahr etc.

3. Wir wünschen den Herren (1) ein *goldener Tisch,*
Auf allen vier Ecken gebachene Fisch,
Und mitten drin eine rothe Boutell Wein,
Das soll in den Herren ihre Gesundheit sein.
Und das war wahr etc.

4. *Wir wünschen den Damen ein goldener Thron,*
Und auf das Jahr ein junger Sohn.
Und das war wahr, und alles war wahr,
Wir wünschen den Damen ein neues Glücksjahr!

12. Kaysersberg, Kr. Rappoltsweiler.

Nach eigener Aufzeichnung.

Am *Neujahrsabend* wird von 16 bis 20 Jahre alten Knaben und Mädchen vor den Thüren der Einwohner das folgende Lied gesungen:

Mir kommen daher in aller Gefahr,
Mir wünschen Euch alle ein glücklich's neues Jahr,
Eine fröhliche Zeit,
Wie es Gott Vater am Himmel erfreut (zwei mal).
Mir wünschen dem Herrn ein schöner Tisch,
Auf allen vier Ecken gebachene Fisch,
Und mittlen d'ruf
Eine schöni Kann mit rothem Wein,
Das soll dem Herr seine Gesundheit sein.
Mir wünschen der Dame eine schöni Kron,
Und auf das Jahr ein junger Sohn.
Es war ein gutes neues Jahr,
Eine fröhliche Zeit,
Wie es Gott Vater am Himmel erfreut.

Wenn man eine Gabe in klingender Münze erhält, so spricht man: Das war dem Herrn N. gesungen und geschenkt:

Freidreiches neues Jahr;
Was ich Euch wünschen will, soll werden wahr:
Ein schöner, runder Tisch,
Eine schöni Platt voll Fisch,

(1) Es ist dies corrumpirt statt: *dem Herrn;* ebenso *den Damen* statt *der Dame.*

Eine schöni rothe Maass Wein,
Dass der Herr dabei kann lustig sein,
Ein schöner goldiger Wagen,
Dass der Herr mit seiner Dame und Söhne und Töchter
In der Himmel kann fahren.

Bekommen sie keine Gaben, so entfernen sie sich unter dem Spruch :

Schöner, fieriger Wagen,
Dass sie in die Hölle könne fahren.

Dieses Lied ist wegen seiner weiten Verbreitung besonders merkwürdig. Es findet sich in fast wörtlicher Uebereinstimmung und oft mehr oder weniger erweitert, als *Weihnachtslied* in Oberösterreich, als *Neujahrslied* im Hohenlohischen, in Franken, Westfalen, Thüringen in der Mark, im bayerischen Wald (Nieder-Bayern), in Oberösterreich und Steiermark; am h. *Drei-Königstage* im Elsass (früher in Buchsweiler bei Pfirt) (1), im Nassauischen, in Hessen und Ungarn (Ofen); zur *Fassnachtszeit* in der Mark u. bei Berlin ; zu *Mittelfasten* im Odenwald und dem Neckerthal; zur Zeit der *Erntefeier* im Göttingenschen, in Meckelnburg und der Mittelmark; zur Zeit der *Martinsfeier* bei Hannover, im Hildesheimischen, in Braunschweig und der Altmark. Uralte Anklänge enthält ein alter *Flursegen* aus *Krain*. Auch an ein Kinderlied, das aus Oldenburg in Wagrien (Holstein) bekannt ist, haben sich Anklänge verirrt. — Einige Bemerkungen zu diesen Liedern finden sich in meinem Werke: *Germanische* Erntefeste, Hannover, 1878, S. 414, 416, 419 u. 473, worauf ich vorläufig verweise.

13. Alt-Münsterol (Montreux-Vieux), Kr. Altkirch.

Mitgeth. vom Herrn. Pierre Violard.

Sylvestre 31 Décembre. Le soir on tire le *nouvel an*. Les garçons vont tirer des coups de pistolet devant la demeure de leurs maîtresses. Le soir des pauvres vont souhaiter le nouvel an, en chantant devant les maisons :

Voichi le bon an qu'a veni
Que to le monde a regoiie
Lè boine annè è tu vo donc
En boine annè si vos rentrè
Les grands aschi bin que les petès.

(1) Aeltere Leute in Buchsweiler erinnern sich noch, dass die Drei-Königsknaben mit dem *Spinnrad* durch das Dorf wanderten ; das Lied aber, dass sie hierbei sangen, ist jetzt in Vergessenheit gerathen ; nur einzelne Strophen sind noch bekannt.

En Français :

Voici le nouvel an qui est venu,
Que tout le monde est réjoui,
La bonne année à vous tous donc,
Une bonne année, si vous rentrez
Les grands aussi que les petits.

14. Ottendorf (Courtavon), Kr. Altkirch

Mitgeth. vom Herrn ARMAND HUMBERT.

Nouvel an.

Man singt Gaben sammelnd von Haus zu Haus :

Voici le bon an qu'a veni,
  Chaintens (1) Nôé! (2)
Que tos lo monde (3) a rejoui,
  Chaintens Nôé, Nôé!
Lè douce Vierge ait (4) in jaijin (5)
  Chaintens Nôè!
Ça po neuri (6) ses ourphelins,
  Chaintens Nôé, Nôé!
Hè y crachè (7) de tos les bins,
  Chaintens Nôé!
Hè y crachi (8) di pain et di vin,
  Chaintens Nôé, Nôé!

(1) *Chaintens*, gesprochen : tschaintans, d. i. chantons.

(2) *Nôé,* für Noël, Weihnachten (von Natalis). Der Ruf « Noël » war ein alter Freudenruf, der bei allen grossen Festen und festlichen Gelegenheiten erscholl (Roquefort, Gloss. II, 239). Er weiset noch auf den Jahresanfang zu Weihnachten.

(3) *tos lo monde,* d. i. tout le monde.

(4) *ait*, d. i. a, hat.

(5) *in jaijin*, gespr. : inn djaidjin (Ton auf der ersten Sylbe; beide Sylben kurz) d. i. un jardin.

(6) *Ça po neuri*, d. i. c'est pour nourrir ses orph. Das End-r wird in dem Patois von Courtavon in *neuri* nicht gehört, oder doch bei der Aussprache unterdrückt.

(7) *Hé y crachè* etc., d. i. es ist gewachsen von allen Gütern.

(8) Hè y crachi (oder crachè ; der Endlaut lautet unbestimmt) d. i. es ist gewachsen Brot und Wein.

III. Drei-Königslieder.

1. Roppenzweiler, Kr. Altkirch.

Mitgeth. vom H. Lehrer L. KAYSER.

Beim Eintreten in das Haus, Spruch des Kaspar:

Wir trêten (ê = äh) in einen Chor,
Guten Morgen (Abend)!
Gäb eich Gott ein freidereiche Zeit,
Diä er eich em Hemmel verleiht.

Spruch des Balthasar (mit veränderter Stimme):

Diä Hirte giängen insgemein,
Siä süechten das kleine Kindelein,
Siä finden's wiä der Engel hat gesagt,
Bei Maria der reini Magd.
Dü bischt üns wellkumm, o Kindelein,
Dü legscht so zart in Elend,
In einem Kreppelein,
Bei Ochs und Eselein!

Spruch des Melchiors (neue Stimmveränderung):

Diä Herberg nahm zue Rüehi,
Da kummt man und schliässt uns diä Thür züe.
Ich hab g'meint ich lauf dür anne
Wo me uns beherbarge kann,
Das escht ein armes Stallelein
Wenn du nicht willscht hineingehen,
So kannscht du auf d'r Gasse bleibe stehen.

Lied. (1)

Was wollen wir singen und riähme
Den heiligen drei König ein neues Liäd!
Sie lege züe Kelle (2) am Rheine!

1. Kenig Kaschper kam aus Morgenland,
Balthasar kam aus Griächeland,
Melchioris aus Estreiche!
Sie folgten dem Starne ganz fleissig nach,
Sie wollten das Land durchraise (*bis*).

(1) Vergl. die ähnlichen Lieder bei *Pailler*, Weihnachtslieder, I, 327—329

(2) Die Reliquien der drei Weisen wurden von der Kaiserin Helena nach Konstantinopel gebracht, von da durch die Kreuzfahrer nach Mailand u. durch Kaiser Friedrich Barbarossa nach Köln, wo sie im Dom noch vorhanden sind.

2. Und als sie gegä Jerüsalem kame,
Ein grosser Barg vor ihnen lag,
Der Starne wollt' ihnen entweiche.
Kenig Kaschper züe dän andern sprach
Heut miässten wir hiär verbleibe (*bis*).

3. Sie kamen vor Herodes geritte,
Herodes empfiäng sie mit tügentliche Sitte :
« Seind uns wellkumm d'îhr Herre,
Ihr bringet uns ein neue Märe so viel,
Wo wollet ihr eich hinkehre » ?

4. Kenig Kaschper schprach wohl auserkôre,
— « Es escht uns ein Kenig där Jude gebore,
Där uns diä Angel thate preise,
Wir haben verloren den Starnenschain,
Där uns dän Wag thüet weisen.

5. In einen Stall giäng ich hinein,
Darinnen ein Ochs, ein Eselein
Ihr Heu beim Kreppelein assen.
Ein Kendelein nackend und auch bloss,
Lag in der edle Jungfrau Schoos,
Es leuchtet als wiä diä Sonne
Das Kindelein war där gewaltige Gott,
Där Hemmel und Erde erschaffe hat !
Där alle Thierle bekleidet,
Där alles erhält in der Wält
Kein Hülf war ihm erzeuget. »

Wenn die Sänger von freigebigen Leuten eine Gabe erhalten, so singen sie :

Ihr habet uns ehrbarlich gegäben,
Gott lasst Euch das Jahr met Freude läbe,
Jetzt und züe aller Zeit.
Gott gäb euch ein neuglücksaliges Jahr,
Diä Starne müess weiteres reise (*bis*).

Wenn sie nichts bekommen so singen sie :

Ihr habet uns ehrbarlich nichts gegäbe,
Mör wotte (1), dass d'îhr rüdig und krätzig thäte wäre !
Ach Gott, wiä wottet ihr kratze,
Met eure rüdige Tatze (*bis*).

(1) *Wotte* ist der Conjunctiv für *wollten*.

2. Waldighofen, Kreis Altkirch.

Mitgeth. vom H. Lehrer E. Eglin.

In Waldighofen sangen früher Kinder aus den Nachbardörfern unter anderm den Reim :

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Die saufen und fressen und bezahlen nicht gern.

3. Niedermorschweier, Kreis Rappoltsweiler.

Mitgeth. vom H. Lehrer Laagel.

Drei Knaben verkleiden sich als Könige und ziehen im Dorf umher ; sie erhalten Geschenke (Geld). Ihr gewöhnliches Lied ist :

Drei Kenig, drei Kenig, met ehra Stárná
Sie krâchä de Nussa un frässä de Kärna.
Si keia de Schâlá z'm Fanster 'nùss.
S'komma drei Herra un hewa sie of.
Sî gehn an a Rain un grâtzá am Bein.
Sie komma met ehra drägiga Tatza heim.

4. Alt-Münsterol.

Mitgeth. vom H. P. Violard.

La chanson des rois.

Trois rois nous sommes rencontrés,
Venant de divers côtés,
Nous sommes tous trois ici venus
Pour adorer l'enfant Jésus.

En parcourant notre chemin,
Nous avons trouvé ce grand Dauphin.
De l'or, de la myrrhe et de l'encens
Nous lui avons offert pour présents.

A Bethléem, ce pauvre lieu,
Là, où est né le fils de Dieu,
Le bœuf et l'âne sont alentour,
Le réchauffant et lui faisant la cour.

Hérode, ce grand roi méchant,
Nous demandant de cet enfant (1),
Pour l'adorer ainsi que nous ;
Mais le faux traître est un jaloux.

(1) Vermuthlich für: Nous demande des nouvelles de cet enfant.

Une étoile nous a conduits,
Elle nous éclaire jour et nuit,
Et nous devons encore parcourir du chemin,
Pour adorer ce grand Dauphin.

Il est plus grand que nous tous,
Et Dieu nous dit qu'il va bénir la maison,
Et tous les gens qui sont dedans,
Ainsi que les quatre coins de la maison.

Qu'il bénisse le maître qui est dedans,
Ainsi que la maîtresse,
Et l'enfant qui est au berceau.
Et nous devons prier Dieu,
Que nous puissions tous arriver au paradis.

Après ce couplet, on faisait la charité à ceux qui chantaient et ensuite ils continuaient :

Nous vous remercions des biens que vous nous faites,
Et nous prierons Dieu que par sa grâce
En paradis nous puissions tous aller.

5. Ottendorf.

Mitgeth. vom H. Armand Humbert.

Les Trois Rois.

Que dirons-nous, Messieurs, de cette étoile,
Que nous voyons, si reluisante et belle,
Elle a prédit selon mon jugement
De Dieu merci, les sept avénements (1).
Les sept avénements.

A deux genoux, la tête découverte,
Pour adorer ce grand prince céleste,
O Roi des Rois, je t'y baise les mains,
Je t'y reconnaîs pour mon Dieu souverain,
Pour mon Dieu souverain.

Le don reçu :

En vous remerciant
Des biens que vous nous faites,

(1) Vermuthlich: De Dieu, merci, le saint avénement.

Nous prierons Dieu,
Par sa divine grâce,
Qu'en Paradis vous aurez (statt : ayez)
La récompense de vos bienfaits,
Et une heureuse année,
Et une heureuse année.

6. Colmar, Kr. Colmar.

Schon im 15. Jahrhundert durchzogen die « drei Weissen aus dem Morgenland », die Umgegend von Colmar, ihre altererbten Lieder singend. Im Jahre 1462 erhielten die Drei-Königssänger aus Rufach, Pfaffenheim und Egisheim von der Stadt Colmar für ihre Leistungen eine Vergütung in Geld (Mossmann, *Les Origines du théâtre à Colmar.* Colmar, 1878, p. 9). Auch bis in die neuesten Zeiten durchzogen solche Sänger, die sich zu einer besonderen Vereinigung in einem Dorfe des Ober-Elsass zusammengeschlossen hatten, wo sie alte durch die Tradition vererbte Lieder einübten, von denen ich einige besitze und eins in dieser Sammlung mitgetheilt habe, durch ganz Elsass. Diese Vereinigung hat sich jetzt aufgelöset, und es leben nur noch einige Mitglieder derselben. Auch ein Adamsspiel und andere Spiele führten sie auf.

In Colmar selbst wird noch von 12- bis 14jährigen Knaben in der Zeit vor dem Drei-Königstage in den Häusern der Bürger gesungen. Doch ist diese alte Sitte leider sehr im Abnehmen begriffen. Jeder der drei Knaben hat ein weisses, grünes oder Rosa-Gewand von Baumwollstoff angethan. Ein jeder hat auf dem Kopfe einen oben, nach vorne, spitz zulaufenden Hut von Pappe, die mit Goldpapier überzogen ist. Oben am Hut ist ein Stern angebracht. Ein jeder ist mit einem Spiess bewehrt. Der an seinem geschwärzten Gesicht kennliche Mohr führt ausserdem den Stern an einem Stecken. Zum Gaben-Einsammeln trägt Einer einen Korb oder eine Geldbüchse. Man singt deutsche und französische Lieder. Neuerdings singen die Knaben das bekannte Weihnachtslied : « Heilige Nacht » ; ein anderes deutsches Lied habe ich zwar selbst singen hören, aber bis jetzt nur in dem folgenden Bruchstücke erlangen können. Das französische Lied, welches ich mittheile, ist offenbar eine Uebersetzung aus dem Deutschen, wie bestimmte Wendungen verrathen, was z. B. aus einer Vergleichung mit oberösterreichischen Weihnachtsliedern erhellt (s. Pailler, Weihnachtslieder aus Oberösterreich u. Tirol, Innsbr. 1881, I, 264, 323, 324).

Das französische Lied lautet:

Les Trois Rois.

1. Trois Rois nous sommes rencontrés,
Venant de différents côtés;
Nous sommes ici tous trois venus,
Pour adorer l'enfant Jésus.

2. En quinze jours quatre cents lieues,
Nous sommes courus (avons couru) en cherchant Dieu;
Et c'est l'étoile qui nous conduit,
Qui nous éclaire et jour et nuit.

3. Nous l'avons vu en Orient,
Et nous conduit en Occident;
En poursuivant notre chemin,
Nous avons trouvé ce grand Dauphin.

4. Dans l'étable l'avons trouvé,
Là où nous l'avons adoré:
Le bœuf et l'âne seuls à l'entour
Le réchauffant et lui faisant la cour.

5. Hérode, ce grand roi méchant,
Nous demande de cet enfant
Des nouvelles de tous les lieux,
Mais il est caché à ses yeux.

6. A vos genoux, nos fronts à ce découverts,
Nous prions Dieu le roi de l'univers,
Qu'il vous maintienne en bonne santé,
Après la mort le royaume éternel!

Dann wird gesammelt, worauf der Dankreim erfolgt,

Très humblement remercions de vos grâces,
Nous prions Dieu pour le Butterweckli.

Das deutsche Bruchstück hat folgende Fassung:

Die heilige Drei Könige die kommen an,
Sie wünschen ein neues und gutes Jahr an,
Eine fröhliche Zeit mit Gott und Hand.
Sie gehen mit einander der Berg hinauf,
Herodes schaut zum Fenster heraus.

Herodes schprach mit falscher Bedacht,
« Ach Gott, wie ist der Mittlere so schwarz. »
«« der Mittlere, der ist nicht so schwarz,
Er ist wohlbekannt im Königland. »»
« Komm, reich du mir die rechte Hand. »
«« Die rechte Hand, die reich ich dir nicht,
Du bischt Herodes, ich traue dir nicht. »»

Colmar i./E. Dr H. Pfannenschmid.









